

# ERODAZAR

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Ein verhängnißvoller Ball. Von Paul Stein. — „Papa im Kreuzfeuer.“ Originalzeichnung von Otto Günther. — Aus dem Familien- und Gesellschaftsleben. Von Aha. 3. — Im Herbst. Von Georg Freiherr von Dyhern. — Gallerie schöner Frauen. VIII. Die Herzogin von Sagan. Von F. von Hohenhausen (mit Titelbignette und Porträt von F. Graf Johann). — Bianca Cappello. Text von Karl Frenzel, Illustration von Cattaneo. — Wie entsteht die Mode? Von Friedrich Hermann. — Frauarbeit auf der Münchener Jubel-Ausstellung. Von Dr. Zig. — Logogryph. — Auflösung des Räthfels Seite 246. — Correspondenz. — Inserate.

## Ein verhängnißvoller Ball.

Von Paul Stein.

1.

Sie waren getraut — waren in der That im Fluge ein Paar geworden — der Fabrikant Hermann Salen und Cornelia Holm, die schöne Tochter des Professors der Mathematik und Astronomie einer süddeutschen Hochschule.

Die Verlobung der sehr gefeierten Universitätschönheit bereitete der studirenden Jugend H.'s keine geringe Ueberraschung und war auch den exklusiven Kreisen der dortigen Gelehrtenwelt hoch interessant.

Der Erwählte, obwohl ein recht hübscher, stattlicher Mann und reich, stand diesen Kreisen doch zu fern, um in denselben für die rechte Partie — wenn auch als eine sogenannte gute — zu gelten. Sie konnten ihn nicht als einen geistig Ebenbürtigen anerkennen. Zudem war Hermann Salen bedeutend älter als Cornelia, Wittwer und Vater von zwei Kindern. Auch verstand er es nicht, mit seinem Gelde sich eine gesellschaftliche Stellung zu geben. Seit dem Tode seiner ersten Frau, der Tochter eines Kaufmanns, von der man wenig gesehen und gehört, blieb sein großes hübsches Haus in H. bis auf die unteren Räume, in denen sich das Comptoir befand, verschlossen. Salen selbst kam nur in Geschäften nach H. und lebte sonst in seiner Fabrik, unweit der Stadt in einem Gebirgsthale gelegen.

Während des letzten Winters hatte man Salen allerdings viel in H. gesehen. Er besuchte das Theater, die Concerte, selbst die Casinobälle, allein Niemand fiel es ein, daß die schöne Cornelia der Magnet war, der ihn anzog. Zum Erstaunen der Gesellschaft tanzte er auf dem letzten Februar-Ball mit der gefeierten Schönheit, denn es war wirklich ein Wunder, daß ein „Philister“ das Glück hatte, eine Tour mit ihr den Museen abzu-jagen. In den maßgebenden Damenkreisen war man der Ansicht, daß



„Papa im Kreuzfeuer.“ Originalzeichnung von Otto Günther.

Tante Lotte, Cornelia's mütterliche Erzieherin, die seit dem Tode ihrer Schwägerin dem Professor den Haushalt führte und die Aufsicht über die damals vierjährige Cornelia übernommen hatte, die Bekanntschaft herbeigeführt habe.

Ohne das gute Tanten-Lotte hätte das Kind sicher eine Stiefmutter erhalten, jedoch unter dem sehr humanen Scepter der Schwester kam der Professor nicht auf diesen Gedanken. Sie trug die Wunderlichkeiten des gelehrten Bruders mit himmlischer Geduld, und sein schönes Kind hätte die eigene Mutter nicht mehr lieben und verzärteln können. Wahrhaft rührend war die Güte als Ball- und Gesellschaftsbegleiterin; ihr Antlitz strahlte vor Entzücken, wenn die reizende Fee durch den Saal flog, oder tonangebend in der Gesellschaft dominirte und ihr allgemein gehuldigt wurde. Die Studentencorps aller Farben lagen ihr zu Füßen. Gedichte und Blumen waren alltägliche Spenden der Verehrer, an deren Spitze Fidor Tegethoff — ein Russe mit blondem Kraushaar, eine wilde Steppematur und doch mit feinen Salonmanieren — stand. Mit ihm schwur das ganze weißbepappte Corps auf Cornelia's Reize und forderte Zeden, der es zu bestreiten wagte, daß sie die erste Schönheit der Erde sei, zum Zweikampf heraus.

Cornelia hatte in der letzten Saison zu viel getanzt und ihrer Gesundheit dadurch geschadet, wie Tante Lotte klagte, und auch der Arzt erklärte, das junge Mädchen müsse aufs Land, um reinere Lüfte zu athmen und Ruhe zu genießen.

Tante Lotte hatte sich mit der Nichte bei einer Freundin angemeldet, die als gemüthliche Wittwe einen freundlichen Landstübchen bewohnte, in dessen Nähe die Fabrik Salen's gelegen war. Niemand in H. fand etwas Auffälliges in dieser Wahl, eben so wenig darin, daß Salen H. kurz zuvor verlassen hatte.

Tante Lotte und die Freundin, Frau Nath Becker, erwarteten sich bald des Wiederzusammenseins der Getrennten, denn schon am Tage nach der Ankunft

fand sich Salen mit Cornelia am Bache des Thales, Weilsuchend, zusammen. So absichtslos wie dies schien, hatte doch Frau Rath die Hand dabei in Spiele, und bot Tante Lotte die ihre um so lieber dazu, als es sich um einen reellen Heirathsantrag handelte, worüber Salen sich bereits mit der Frau Rath verständigt hatte.

Cornelia mußte einen reichen Mann haben, der ihre Wünsche zu erfüllen vermochte, ihr den Comfort des Lebens bieten konnte, an den sie sich gewöhnt hatte. Der Professor hatte bedeutende Einnahmen, aber kein Vermögen, und wenn er starb, war seine Tochter eine mittellose Waise.

Salen besaß ein einträgliches Geschäft, hatte ein Haus in H. und Cornelia konnte mit ihm in der gewohnten Weise fortleben, glänzen und Triumphe feiern. Der Schwiegerjohn des Professors gehörte ja dann auch zu dem Kreise der Gelehrten-Elite.

Der Wunsch Cornelia's, aus Neigung zu heirathen, ließ sich bei einiger Klugheit mit der „guten Partie“ vereinigen. Sie war in dem Stadium des Verlangens nach Liebe, und Salen war ein hübscher Mann. In ländlicher Stille und ohne die jugendlichen Concurrenten konnte es ihm eher gelingen, sein Ziel zu erreichen.

Salen machte der Frau Rath einen Besuch und — Ind die Damen ein, seine Fabrik zu besichtigen, welcher Vorschlag freundlichst angenommen wurde. Dem ersten Besuche folgten Spazierfahrten in dem schönen Wagen des Fabrikherrn, wobei er selbst die Kasse lenkte und auch Cornelia darin Anleitung gab. Das war etwas Neues für sie, und Salen nahm sich dabei sehr vortheilhaft aus. Er wagte eine Einladung zum Souper in dem hübschen Wohnhause neben der Fabrik. Dabei ging es sehr heiter zu. Die kleine Gesellschaft war äußerst animirt. Am folgenden Tage schickte Salen ein prächtiges Reh in die Küche der Frau Rath, die es sich zur Freude machte, den Fabrikherrn mit dem köstlichen Braten zu bewirthlichen.

Jeder Tag bot eine neue Veranlassung, sich zu sehen und zusammenzukommen. Cornelia begriff es jetzt nicht mehr, wie man Salen früher habe übersehen können, seitdem sie ihn in einer ganz anderen Umgebung erblickte, wo er die erste Persönlichkeit und der Gebieter war. Jedermann grüßte ihn hier freundlich und achtungsvoll und sein einfaches, ernstes Wesen paßte zu dem Ganzen. In H. war er, gegenüber der Gelehrtenaristokratie, in den Schatten getreten, und die Waisensöhne, die Cornelia's Befolge bildeten, zuckten über den „philiströsen Wittwer“ die Achseln.

Wenn sie mit der Frau Rath von ihren Triumpfen in H. sprach, meinte diese, das sei wol ganz amüsant in früherer Jugendzeit, allein man solle nicht ernste Lebensfragen darüber vergessen. Das Herz eines Mädchens dürfe sich nur einem „fertigen“ Manne ergeben; nur ein solcher biete Garantie für das Glück der Zukunft.

Ja, an seiner männlichen Hand mußte es sich gut und sicher durchs Leben gehen lassen — mit ihm konnte eine Frau glücklich sein, selbst eine Frau mit Ansprüchen. Salen war ja reich und konnte auch in H. ein Haus machen. An ihrer Seite sollten sich die exklusivsten Kreise für ihn öffnen. Cornelia wollte sich das aber noch nicht klar machen und als möglich vorstellen. Und um dem zu entkommen, eilte sie durch den Garten in das offene Feld. Dort aber braunte die Sonne glühend heiß und bedrohte den zarten Teint der Jungfrau so sehr, daß diese schattigere Partien aufsuchte und unwillkürlich in das grüne Thal und in die Nähe des röthlich schimmernden Hauses, wo sie schon so manche frohe Stunde genossen, wo die Maschinen sausten, die hohen Schornsteine rauchten, und der „fertige“ Mann, der ihr so glückverheißend gepriesen war, sein Heim hatte, gelangte.

Kam er dort nicht selbst? In der That, gerade ihr entgegen — es war unmöglich, ihm noch auszuweichen; er grüßte schon von ferne und — wie erglühte sein hübsches, männliches Gesicht, als er sich ihr näherte, wie bebte die Hand, die er ihr zum Willkommen bot und wie vibrirte seine Stimme bei der Frage, ob er sie begleiten dürfe?

Sie gingen dicht nebeneinander auf dem schmalen Main, der längs des Waldrandes bis zu Salen's Garten führte, dessen geschmackvolle Anlagen sich weithin in den Wald verloren. Feines Buschwerk, Blumenbeete und springende Wasser fehlten nicht. Eine Ephenlaube, von dunklem Grün dicht bekleidet, bezeichnete einen der Eingänge in den Wald. Rings umher dufteten unzählige Beilchen, schauten die Blumenaugen des Zimmerröhrlins aus dem Walde hervor. Von den Bergabhängen leuchtete das Hellgrün der schlanken Birken herüber. Ein duftiger Hauch durchwärmte die Luft. Die Thalwiese war mit gelben und weißen Blumen wie besäet, und im Thal, wie oben auf den Bergen, lachte der Frühling.

In der Ephenlaube rastete Salen mit dem jungen Mädchen und es kam hier zu dem Liebesgespräch, dem die Verlobung folgte. Cornelia lehnte als Salen's Braut nach H. zurück, und da es jetzt ihr Lieblingswunsch war, die Hochzeitsreise nach Italien zu machen, so wurde die Vermählung, zu Salen's höchstem Glücke, beschleunigt, da später eine Reise nach dem Süden kaum noch möglich, feinerfalls angenehm gewesen wäre.

Die Ueberstürzung der Feierlichkeit erregte nicht nur bei Tante Lotte einigen Anwillen, sie veranlaßte auch mancherlei Bemerkungen im vertrauten Kreise der Bekannten. Die Studenten zeigten offenbar eine Art Geringschätzung gegen die früher Gefeierte, namentlich Tegethoff, der nicht einmal zu ihrem Fenster hinausblickte, wenn er mit Sporengelirr vorüberging, obwohl sie ihn gerade vor allen Andern bevorzugt, und er verschiedene Duellen iherwegen gehabt hatte.

Cornelia, die sich seit ihrer Rückkehr nach H. nicht mehr so glücklich fühlte und scheinbar von etwas bedrückt war, brach zuweilen in bittere Thränen aus, wenn Tante Lotte es versuchte, sie zu erheitern und zu ergründen bemüht war, was ihr eigentlich fehle. Ihre Trostworter lauteten dann stets: „Sei nur erst eine reiche Frau und mache ein Haus aus, dann liegen die jungen Verehrer alle wieder zu Deinen Füßen. Auch Isidor Tegethoff wird Abbitte thun, glaube mir. O, sie werden froh sein, wenn Dein Salon sich ihnen öffnet. Du bleibst nach wie vor die Königin aller Feste. Sei nicht so kindisch, Herzchen! Trodne Deine Augen, Salen wird gleich hier sein; bedenke, daß der Tag der Trauung nahe bevorsteht. Mein Gott, es gibt noch so Manches zu thun!“ — Und die Trösterin trippelte geschäftig davon, denn es gab allerdings noch viel für die Ausstattung der Braut zu besorgen.

Salen kam und Cornelia beruhigte sich. Er war so gut und so voll Liebe und überglücklich, als sie versprach, nach beendigter Hochzeitsreise im grünen Thale zu wohnen. Was sollte sie auch während des Sommers in H. beginnen? Der Herbst war ja erst die geeignete Zeit, ihren Salon zu öffnen. Auch liebte sie das grüne Thal, wo sie so glücklich gewesen, obwohl ihr leicht über Alles hinwegweisende Sinn sich in nichts zu vertiefen gelernt hatte; selbst ihre Liebe zu Salen war Cornelia noch nicht recht zum Bewußtsein gedrungen. Denn, wie sie früher als angepöpte Puppe zum Spiel der Großen gedient hatte, so spielte sie jetzt mit Allem, was ihr nahe trat. Ob die leichte Schmetterlingsseele unter den Sonnenstrahlen der Liebe mehr Ernst gewinnen würde, stand noch zu erwarten.

Nur den Erregungen des Augenblicks Rechnung tragend, war sie auch so rasch durch Salen's Gluth zur Gegenliebe hingerissen worden und hatte selbst eine Umwandlung von pflichtgetreuer weiblicher Ergebung; doch wieder nach H. zurückgekehrt, erwachte der frühere Eitelkeitsdurst, und die Tante unterließ nicht, jene von Kind auf genährte Begierde nach Triumphem aufzustacheln. Dennoch entschlüpfte ihr manchmal die Bemerkung: „Sie ist vollendet schön, aber es fehlt ihr das Gemüth.“ Ihre Bemühungen, den Mangel auszugleichen und nach der Gemüthsseite hin auf Cornelia zu wirken, übten jedoch bei dieser ganz die entgegengesetzte Wirkung. Cornelia hatte keinerlei Sympathien für solche Weichherzigkeiten und erklärte entschieden der „Gemüthlichkeit“ den Krieg.

Dann seufzte Tante Lotte: „Sie ist ein Engel — nur das Gemüth fehlt ihr!“

Jetzt fühlte sie sich wahrhaft groß: sie hatte ihre letzte heilige Mutterpflicht an der Nichte erfüllt — hatte den Engel unter die Haube gebracht und, was sich für Cornelia nothwendig damit verbinden mußte, sie zur reichen Frau gemacht und das nicht ohne den „Luxus“ der Liebe, wie sie, in Erinnerungen versunken, mit sehnsüchtigem Augenaufschlag zugehau.

Salen, den die erst in reiferem Mannesalter erfasste Liebe zum Weib um so tiefer packte und dem als Geschäftsmann selten eine Combination sich als falsch erwies, glaubte nun auch in der höheren Sphäre des Lebens das errungene Gut fest und sicher in der männlichen Hand zu halten. Was sich ihm unabwendbar im Wesen seiner Braut als dem seinen widerstrebend aufdrang, schob er auf Rechnung ihrer Erziehung und Umgebung. War sie erst ganz sein, dann löste sich das mehr und mehr von ihr ab, die gemüthliche Stille des grünen Thales, mit dem heiteren Getriebe der Arbeit und der stetigen, streng geordneten Tagesabwechslung, gehoben, beseligt durch das Glück der Liebe, brachte das gewiß ganz von selbst. Am liebsten wäre er nach der Trauung gleich mit ihr dahin gegangen, doch sie wollte Italien erst sehen, und er fand auch darin ein unaussprechliches Glück, dem heiß geliebten Weibe das schöne Land voll Poesie und großartiger Erinnerungen zu zeigen und dann mit ihr in das liebe Thälchen zum schöneren Leben im eigenen Hause einzutreten.

Es schwindelte ihm wahrhaft vor dem Glück, sie dort als sein Eiger zu haben.

Der erste Mai war zum Vermählungstage bestimmt und in seltener Schönheit stieg der glückverheißende Tag herauf:

*Aus der Morgenröthe Hallen,  
Einen Blumentranz um Brust und Haar,  
Und auf seiner Schulter Nachtigallen —*

Durch die gemalten Scheiben des Gotteshauses, an dessen Altar das Brautpaar zum Bunde fürs Leben getreten, sah die helle Maienne hinein und ihre Strahlen umzuckten und umflimmerten in den bunten Farbenreflexen wunderbar die weiß gekleidete Braut und züngelten wie Zaubergrüße an dem duftigen Schleier auf und ab, woben einen Regenbogenschleier um den Myrthenkranz und ließen die Brillanten des reichen Halschmucks fast diabolisch schön leuchten. Das prächtige Gesicht hatte der glückliche Bräutigam vor dem Gang in die Kirche um den schönen Hals der Braut gelegt.

Sie erbeute bei der kalten Berührung der Steine, — solch' reicher Schmuck paßte nicht recht für den Gang der Braut zum Altar. Rasch griff sie darnach, ihn wieder abzunehmen, doch ein Blick in den Spiegel — der Gedanke an das Aufsehen, welches das reiche Gesicht machen werde und die kleine Hand ließ davon ab. Dantend reichte sie jetzt dieselbe dem Geber und den hold lächelnden Mund zum Kusse.

Alle Schätze der Welt hätte er für solchen Lohn ihr zu Füßen legen mögen. Doch die Liebe lohnt sich ja nur durch Liebe — die goldene Umfassung dient nur zu ihren kleinen Spielereien. Wie wollte er sie lieben immerdar! Treu und fest sie in seinen Armen halten und sie behüten vor jedem rauhen Luftzug, sie schützen vor jeder profanen Berührung. Dieses Kleinod, nach dem so viele Blicke sich gerichtet — sie war nun sein — gehörte ihm allein.

Voll, laut, fest erklang Salen's „Ja“ am Altar — das von Cornelia vernahm nur er und der Priester.

Als sie es gesprochen, erbeute sie sichtlich. In unwillkürlicher Bewegung legte er den Arm um sie, fest und innig, wie um sie zu stützen. Ob sie wol die bindende Bedeutung des kleinen Wortes an dieser Stätte ganz begriff?

Sie sah sehr blaß aus, als sie am Arm des ihr angetrauten Mannes aus der Kirche schritt. Viele Neugierige hatten sich dort aufgestellt, auch Köpfe mit bunten und weißen Mützen waren zu bemerken.

Dicht an der Kirchenthüre stand Isidor Tegethoff. Der Schleier der Braut streifte ihn — ihre Augen begegneten sich — Cornelia's Arm zuckte — sein stehender Blick machte sie erbeben, sein hohnvoll lächelnder Mund empörte sie.

Salen bemerkte entzückt den ihm wohlbekanntem Verehrer Cornelia's. Rasch hob er sie in den harrenden Wagen. Ein unbeschreiblich peinliches Gefühl hemmte ihm den Athem. Doch was sollte er fürchten? Sie war ja die Seine nach freier Wahl. — Er preßte das schöne, myrthenbekränzte Köpfchen an seine Brust und fragte mit bedeckter Stimme: „Bist Du glücklich, Cornelia?“

Da umschlang sie ihn in leidenschaftlicher Bewegung und brach in Thränen aus.

Er küßte die köstlichen Perlen aus den schönen Augen — er küßte die erblähten Wangen wieder roth — und er war sehr glücklich. Der schlimme Augenblick entfloh unter ihrem reizenden Lächeln — in süßem Taumel traten sie die Reise nach Italien an.

Die heiße Julisonne schien bereits in das „grüne Thälchen“, als das junge Ehepaar von der Hochzeitsreise heimkehrte. Diese hatte sich länger ausgedehnt, als man vorausgesehen. Cornelia bestand darauf, auch Neapel zu sehen, und so begab man sich von Rom aus, wie heiß und ermüdend auch das Reisen in dieser Jahreszeit war, nach der Perle des blauen Meeres.

Nachdem das Große und Schöne unter dem südlichen Himmel genossen war, kamen sie müde und erschöpft in der Heimath an, wo die Berge und die Wiesen noch in frischem Grün leuchteten und die Wälder und freundlichen Ruheplätze ringsum idyllische Freuden verheißten. Salen war durch diesen Anblick wie neubelebt, Cornelia aber klagte:

„Mir ist hier Alles so grün — gar keine Abwechslung!“

Salen erwiderte:

„Sieh Dich nur erst recht um, dann wirst Du auch hier Farbe und Wechsel finden! Sieh, die Pracht dieser Wälder — so etwas bietet der Süden nicht; dann das saftige Grün der Wiesen, den von Vergiftweinnicht umfaßten Bach und dort unser Heimathshaus, von Reben umrankt. Wir werden sehr froh und glücklich hier sein!“

„Doch erst laß uns ausruhen, Herrmann, ich bin ganz un-säglich müde,“ erwiderte sie matt.

Vor dem Hause standen zwei kleine Engel, mit Blumenbouquets in den Händen, und um sie her die Arbeiter der Fabrik, die mit lautem Hoch die Einziehenden begrüßten.

„Sieh, die Kinder! Cornelia, die Kinder!“ mahnte Salen innig. — „Sie bringen der Mutter Blumen entgegen! O, wie werden sie Dich lieben, und Du sie auch, theures Weib!“

Cornelia richtete sich jäh aus ihrer lässigen Stellung auf — Sie hatte Salen's Kinder fast vergessen. Jetzt standen sie an der Pforte ihres Hauses, Mutterliebe und Sorge von ihr fordernd. Ihre Brust fühlte sich bekommen bei der Mahnung an — Mutterpflichten. Sie beugte sich zu dem blonden kleinen Mädchen, Salen's ältestem Kinde, nieder, nahm die Blumen aus seiner Hand und küßte das rosiges Mündchen. Clärchen sah die schöne Mutter neugierig an und sagte leise — statt des eingelernten Gedichts — „Habe Clärchen lieb, Mama.“

Salen hatte den Knaben auf den Arm genommen — die Blumen waren dem Kinde dabei entfallen. Clärchen hob sie auf.

„Sei nicht so ungeschickt,“ schalt die ältere Schwester — „da — so — und nun sage den Vers, den Du gelernt hast.“ Aber der Bube warf die Blumen wieder zu Boden, und mit den kleinen Beinen energisch strampelnd, trozte er:

„Ich mag nicht, Du hast ihn auch nicht gesagt.“

„Warum willst Du Mama den Vers nicht sagen?“ fragte Salen, das Kind vor Cornelia hinstellend.

„Weil ich die Mama nicht mag!“ protestirte der Kleine und sprang davon.

Herr Werner, der junge Werkführer, wollte das Kind zurückholen, aber Cornelia sagte:

„Lassen Sie den Kleinen gehen, ich bin sehr müde und kann mich jetzt unmöglich mit den Kindern beschäftigen.“

Herr Werner gratulirte etwas verlegen. Cornelia ergriff Salen's Arm und schritt dem Hause zu. Die Arbeiter riefen noch einmal ein jubelndes Hoch.

Clärchen lief dem Bruder in den Garten nach. Die junge Frau seufzte leise: „Wie langweilig!“ und zog sich zum Ausruhen in ihr Zimmer zurück.

Salen begriff ihre Abspannung nicht recht — sie war gestern noch viel elastischer gewesen. Ihn regte die Ankunft auf — sie vertrieb ihm die Neisemüdigkeit. Freilich nahmen ihn auch sofort wichtige Geschäftsfragen und Sorgen in Anspruch. Sein verspätetes Kommen hatte neue notwendige Veränderungen in der Fabrik, länger als es gut war, hinausgeschoben; es mußte viel nachgeholt werden, sollten nicht wesentliche Verluste daraus erwachsen. Und dazu kam, daß ein Haus fallirt, dem Salen bedeutenden Credit bewilligt hatte. Der Buchhalter war nicht zeitig genug eingeschritten. Salen mußte schnellstens nach H. und dann selbst an Ort und Stelle, um noch zu retten, was möglich. Vor allen Dingen aber hatte er verschiedene Anordnungen in der Fabrik selbst zu treffen; das nahm seine ganze Zeit in Anspruch. — Es war sehr langweilig für die junge Frau, es deprimirte sie auch wahrhaft, den ganzen langen Tag auf sich selbst angewiesen zu sein. Sie wurde sehr verstimmt. Salen schlug ihr vor, ihn nach H. zu begleiten und so lange im Hause ihres Vaters zu bleiben, bis er von seinen Geschäften zurückkehre. Sein Haus in H. war noch nicht zum Empfang der jungen Frau in Stand gesetzt worden; es sollte ja erst im Herbst von ihnen bezogen werden.

Doch Cornelia gefiel es nicht, sich in der vorgeschlagenen Weise als Frau Salen in H. einzuführen. Sie zog es daher vor, im Thale zu bleiben, was mit Salen's Wünschen übereinstimmte. Er war ihr dankbar dafür und hoffte, daß sie die Zeit seiner Abwesenheit benützen werde, sich dem Hause und den Kindern zu widmen für Bücher, Journale, Zeitschriften war gesorgt, und Herr Werner hatte den Auftrag, recht aufmerksam für die Wünsche von Madame zu sein und — selbst auf Kosten des Geschäfts — Pferde und Wagen ihr stets zur Verfügung zu stellen. Doch all das war nicht hinreichend, um Cornelia's Uebellamigkeit zu besseitigen. Als Salen das Thal verlassen, glaubte sie in der grünen Einöde vergehen zu müssen. Sie gedachte der gesellschaftlichen Freuden in H. und der Huldbigungen, die ihr fast jede Stunde, ganz besonders von Tegethoff, brachte. Sicherlich war er nur aus Schmerz über ihre Heirath so rücksichtslos — so wegwerfend gegen sie gewesen. Er folgte ja immer der momentanen Erregung ungeschont — und wer verzieh dem schönen, „forischen“ Studenten nicht selbst Unartiges? Sie träumte recht lebhaft von ihm — er sagte ihr — im Traume: „Ich klage um H.'s schönsten Mädchenstern, ich bin unglücklich.“ Das war rührend und die junge Frau begann ihre Einsamkeit mit dem Reiz des „Sichunglückseligens“ und den Ahnungen eines „verfehlten Lebens“ zu würzen. Wie gefährlich solche Gefühlspielerei war, überlegte sie nicht, weil sie sich die Langeweile, statt durch eine reellere Beschäftigung, mit diesen Tändeleien zu vertreiben suchte.

Salen's Rückkehr verdrängte die Grillen der jungen Frau so ziemlich — im Augenblick wenigstens. Allein die einmal aufgerufenen schlimmen Geister kehrten eben bei jedem Anlaß

wieder, und da Salen's Zeit mit Geschäftsjorgen ausgefüllt war — die Verluste hatten sich als sehr bedeutend herausgestellt — bot sich immer wieder die Gelegenheit, den schlimmen Gärten Gehör zu leihen. Sie benannte freilich die übeln Launen nur Nervosität — Abspannung. Noch waren ihre Selbstvorwürfe schüchtern, denn sobald Salen zugegen war, nahm sie sich mehr zusammen. Er sprach mit ihr von den Geschäften nur wenig, obgleich sie ihn eben mehr als je in Anspruch nahmen — seine Sorgen sollten sie womöglich nicht berühren. Allein es kamen Tage der anstrengtesten Arbeit, an denen er, selbst in ihrer Nähe, weniger heiter war. Sie begriff ihn nicht. Es kam ihr namenlos kleinlich vor, sich so von Erwerbsgeschäften einnehmen zu lassen. Er war ja reich. Warum gab er das zeitraubende, in ihren Augen geisttödtende Geschäft nicht auf und amüsierte sich nicht lieber mit ihr in H., oder ging mit ihr wieder auf Reisen? Wie gern hätte sie Paris und London gesehen. Ihre Schönheit würde gewiß selbst in den Weltstädten Aufsehen machen, wie in Italien, wo man sie laut gepriesen. Statt dessen mußte sie sich in einsamer Ländlichkeit langweilen, das Säusen und Brausen der Maschinen anhören und es ertragen, daß der Mann ihrer Liebe mehr mit seinen Arbeitern, als mit ihr verkehrte. Wenn Salen wenigstens nach H. gezogen wäre — jedenfalls war es auch im Sommer dort amüsianter als hier. Wie vor schnell hatte sie das Versprechen gegeben, bis zum Herbst hier zu verweilen. Sie bereute es, gewann aber doch nicht den Muth, das gegebene Wort zu widerrufen. Wenn er lange Stunden nicht kam, nahm sie es sich allerdings vor, das — und noch Anderes — ihm zu sagen, allein sobald er neben ihr saß, und so liebe Worte zu ihr sprach, trat der Groll zurück und in solchen Augenblicken fühlte sie sich — fast wider Willen — glücklich. Doch das waren kurze Augenblicke nur, im Vergleich zu den langen, ewig langen Stunden des Alleinseins. Mehrere Wochen gingen so hin — Cornelia's Verstimmung nahm zu, und als Salen an einem heißen Augustnachmittage nicht einmal den Kaffee mit ihr in der Epheulaube einnahm, erst eine Stunde später kam, überwog ihr Verdruß die Freude über sein Kommen. Sie klagte über das schreckliche Einerlei ihrer Tage, über seinen Mangel an wirklicher Liebe und meinte: „das Geschäft allein nur habe Interesse für ihn.“

Seine Stirn krauste sich etwas bei ihren Anschuldigungen, doch im mildesten Tone führte er ihr die Nothwendigkeit, sich fortgesetzt um alle Geschäftsangelegenheiten kümmern zu müssen, vor, wie die Pflicht des Mannes nicht nur dem Wohl und Gedeihen seines Hauses volle Rechnung zu tragen habe, sondern auch nach besten Kräften dem allgemeinen Gang der Dinge sich anzuschließen und als guter Weltbürger dem Ganzen sein Interesse zuzuwenden.

Sie verstand das nicht — wollte es nicht verstehen. Da ließ er sie zum erstenmal einen tiefen Blick in seine Verhältnisse thun, die, so genügend auch immerhin, trotz der empfindlichen Verluste der letzten Zeit, doch noch keine ganz sorgenfreie Existenz zunächst ihr in Aussicht stellten. Salen's Geschäft basirte auf dem Vermögen seiner ersten Frau, in deren Testament das Kapital ungeschmälert den Kindern vermachte war. Salen hatte nur die gesetzliche Nutznießung, die allerdings genügte, Reichthümer damit zu erwerben und, kamen nicht ganz unvorhergesehene Unglücksfälle, so durfte er hoffen, schon nach wenigen Jahren auch Cornelia's Zukunft sichern zu können und im weiteren Laufe der Zeit ihre Kinder ebenso glänzend situiren zu können, wie die Kinder der ersten Frau. Doch dazu bedurfte es seiner ganzen Thätigkeit und mit welcher Freude arbeitete er für sie, die er so über Alles liebte.

Er sagte ihr das schonend, liebevoll; sie hatte ihn nicht des Geldes wegen geheiratet und er blieb ja immer noch ein vermögender Mann, dennoch machte es ihr einen unangenehmen Eindruck, jetzt in dieser Verstimmung zu hören, daß er nicht so reich sei, wie man allgemein annahm. Tante Lotte hatte ihr gar viel von Salen's enormem Reichthum erzählt. Damals legte Cornelia der Sache nicht große Bedeutung bei; jetzt erst erinnerte sie sich dessen. Doch davon verrieth sie ihm nichts, sie schämte sich, daß er ihr einen unangenehmen Eindruck machte, aber dennoch war es ihr langweilig, daß er sich unausgesetzt seinen Geschäften hingeben zu müssen glaubte. Salen forberte sie lieblich auf, sich zu beschäftigen, was das beste Mittel sei, Unmuth und Langeweile zu beseitigen. Dabei streifte sein Auge die Bücher und Mappen, die seinen Stidereien, welche vor ihr auf dem Tische lagen, und es schweifte weiter zu den zwei holden Kindern, die unten im Garten unter der sich als höchst mangelhaft erwieisenden Aufsicht einer Dienerin spielten. Boten ihr die lieben kleinen Geschöpfe denn gar keine Unterhaltung? Und hatte sie denn auch nicht Lust zum Schalten und Walten in ihrem comfortable eingerichteten Hauswesen?

Sie meinte, für Kindererziehung fehle ihr noch das Verständniß, sei sie noch zu jung und das Hauswesen interessire sie nicht, die Lectüre auch nur wenig, hier, wo ihr der Gedankenaustausch darüber fehle, denn er habe ja nur Sinn für die Industrie und sein Geschäft.

Das klang bitter. Doch Salen fand immer gleich wieder in seinem Herzen eine Entschuldigung für sie. Man müsse mit dem verzogenen Kinde Geduld haben. Noch war sein Glaube an die schöne Seele in der schönen Form nicht erschüttert, so oft auch Cornelia's „Launen“ ihn schon peinlich berührt hatten. Es war ja so kurze Zeit erst, daß er sie ihren früheren eiteln Gewohnheiten entriß. Von diesen konnte sie sich nur ganz allmählig loslösen.

Sie bat ihn, bald nach H. zurückzukehren, da sie es in der profanen Einamkeit nicht länger mehr aushalte. Er legte den Arm um sie, sah sie bittend an und sagte ihr, daß es ihm erst im Winter möglich sein werde, die Fabrik zu verlassen.

Sie blickte ihn in starrem Erschrecken an und stammelte: „Wie — was sagst Du — erst — erst im Winter?“ „So ist es, liebes Herz! Leider kann ich's nicht ändern. Die gehaltenen Verluste müssen eingebracht werden.“

Er küßte die kleinen bebenden Hände, die sie ihm entziehen wollte, und fuhr bittend fort:

„Du wirst Dich schon so lange in das Schicksal ergeben müssen, bis gegen Weihnachten hier bei Deinem Manne zu bleiben.“

„Das werde ich nicht!“ opponirte sie heftig. „Nach H. will ich zurückkehren, bald — gleich — ich sterbe hier vor langer Weile!“

„Cornelia, liebe Cornelia! Du bist krankhaft gereizt, bist das schon, seit wir aus Italien zurück sind. Die Reise machte Dich nervös. Bedenke, liebes Kind, daß ich eben arbeiten muß, es auch für Dich thun muß.“

„Was Du mir da sagst, erweitert mir dieses Thal nicht, in dem ich mich nachgerade wie ein gefangener Vogel in grünem Bauer fühle,“ entgegnete sie fast weinend.

„Die Liebe fing Dich ja ein, holdes Vögelein!“ versuchte er zu scherzen, und er fuhr zärtlich ihr über das lockige Haar, aber sein Gesicht wurde ernst, fast traurig, und der erste Zweifel an ihrem Herzen regte sich.

Sie schweig gejenkten Auges eine Weile; dann suchte sie um den Zeitpunkt der Rückkehr zu unterhandeln und meinte, er könne, wenn er wolle, es gewiß so einrichten, daß sie Anfang November in H. wären.

Damit glaubte sie ihm das größtmögliche Zugeständniß gemacht zu haben. Bewies sie ihm ihre Liebe dadurch nicht in hohem Grade?

Doch er — er beharrte bei seinem Ausspruch, daß Weihnachten der früheste Zeitpunkt für die Ueberfiedlung nach H. sei. Das war denn doch über alles Maß rücksichtslos — grausam selbst. Wie konnte er ihr das zumuthen?

Sie sprang auf und drohte:

„Dann lehre ich allein nach H. zurück!“

Ohne seine Antwort abzuwarten, wollte sie die Laube verlassen, doch er hielt sie fest.

„Laß mich!“ wehrte sie böse und setzte piquirt hinzu: „Soll ich vielleicht auf dem grünen Rasen den Novemberball hier halten, oder gar im Schnee tanzen?“

„Den Novemberball — tanzen, Du?“ murmelte er.

„Nun ja, Du weißt doch, daß Ende November die Ballsaison beginnt und dieser Ball der schönste der Saison ist. Ich habe meine Garberobe zu dem Balle zu besorgen, muß also mindestens vierzehn Tage zuvor in H. sein.“

Daß sie diesen Ball nicht besuchen würde, das zog sie gar nicht erst in Zweifel.

Salen war sehr bleich geworden, seine Hände zitterten, als er sie mit sanfter Gewalt wieder auf den Sitz niederdrückte und seine Stimme war klanglos, als er fragte:

„Du willst die Bälle in H., willst den Novemberball besuchen?“

„Warum sollte ich das nicht wollen, da mir das Tanzen so großes Vergnügen macht?“ fragte sie stannend.

Er sagte ihre beiden Hände, drückte sie an seine schwerathmende Brust und sagte:

„Mein liebes Weib, Du sollst, wenn es Dir Freude macht, Gesellschaft in Deinem Hause sehen, sollst Theater und Concerte besuchen, doch die Bälle — nein, Cornelia, den Bällen mußt Du fern bleiben.“

Sie sah ihn ganz entsetzt an und schüttelte den Kopf. Er fuhr fort:

„Als ich noch kein Anrecht an Dich hatte, kaum den Muth, Dir zu nahen, verursachte es mir schon die namenloseste Pein, Dich so dahinzurufen zu sehen, von einem Arm in den andern gegeben, mit glühenden Wangen, unter heftigem Athmen; es war mir dann immer, als müßte ich Dich dem tollen Reigen entreißen und Dich weit, weit hinwegtragen in eine gesündere Atmosphäre. Und nun sollte ich, da Du ganz mein geworden, mein angebetetes Weib, mein höchstes Kleinod bist, es ertragen, daß ein anderer Männerarm Dich fest umfaßt, glühende Athemzüge Deine Wange streifen, fade Schmeicheleien Dich verletzen? Nimmernoch kannst Du das wollen, Cornelia!“

Sie entriß ihm die kleinen Hände und sprang wieder auf. Dunkle Blutwellen schossen ihr ins Gesicht, ihre Augen blitzten zornig, und durch die rasche Bewegung blähte sich das weiße Mouffelinleid, wie die Flügel eines gereizten Schwans. Unwillig rief sie aus:

„Lieber sterben, als nicht mehr tanzen!“

Und mit dem banalen Gelöbniß wollte sie Salen entfliehen.

Doch seine starken Hände umspannten fest ihre schlanke Taille, und er mahnte mit tiefem Ernst:

„Rufe nicht schlimme Geister zwischen uns auf!“ Dann fuhr er bewegt fort: „Ich liebe Dich unsagbar; Du bist mein Abgott, Weib! Aber eben weil Du es bist, dulde ich keine profane Verührung Deiner Seele.“

„Du bist ein eifersüchtiger Thor, ein grausamer Egoist!“ rief sie außer sich.

„Weil ich Dich nicht mehr tanzen lassen will? Cornelia, bedenke doch —“

„Nein, dabei ist nichts zu bedenken. Umsonst ist Dein lächerlicher Wunsch. Ich werde tanzen, werde die Bälle besuchen und — den Novemberball, den besuche ich um jeden Preis.“

„Um jeden Preis, Cornelia?“

„Um jeden Preis, ja, um jeden Preis!“

„Reden wir später wieder davon, wir sind beide jetzt zu aufgereggt.“

„Ah, Du meinst wol, mit dem Vertagen werde die Sache todtgeschwiegen? Rechne darauf nicht. Ich lasse mich nicht wie ein unmündiges Kind behandeln, das keinen Willen hat. Ich will tanzen und — ich werde tanzen!“

Damit sank sie schluchzend auf den Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche.

Wie leid that sie ihm, wie peinlich war ihm diese erste eheliche Streitscene. Doch sein Wille mußte hier gelten — später gab sie ihm gewiß darin recht.

Ihr Schluchzen und seine Beklemmung wurden durch knarrende Tritte auf dem erst frisch gelegten Kies der Gartenwege unterbrochen.

(Fortsetzung folgt.)

**Aus dem Familien- und Gesellschaftsleben.**

**3. Gastfreundschaft und Gesellschaften.**

Gastfreundschaft zu üben ist eine Tugend und eine Kunst. Einen Gast so aufzunehmen, daß er sich weder beschenkt noch bedrückt fühlt, einen unerwartet Eintretenden so zu empfangen, daß er weder fürchten darf, eine Störung zu bringen, noch einen Eingriff in die Gewohnheiten des Hauses zu machen, dazu gehören Tact und Fartgefühl, oft auch Selbstbeherrschung und ein rasches Dispositionstalent. Der Mann oder der Haus-

herr, der mit den inneren Angelegenheiten der Wirthschaft wenig bekannt ist, keinen Einblick in die Vorräthe hat, wird, so zu sagen, manchmal leichtsinnig Gäste ins Haus führen, mit der üblichen Phrase „à la fortune du pot“, und die auf diese Weise überraschte Frau ist in solchen Momenten nicht selten zur Verstellung, wenigstens zur Diplomatie gezwungen. Jedoch ein Gericht ist schnell eingeschoben, wol auch eines durch kleine Abänderungen in zwei Gängen servirt, ein Nach-tisch als Zugabe bereitet, und das „Ansehen des Hauses“ ist gerettet. Es ist selbstverständlich, daß Frauen in gleicher Weise zufällig auf Spaziergängen angetroffene Gäste nicht mit nach Hause nehmen, besonders solche nicht, denen mehr Rücksicht gebührt als durch ein Diner impromptu zu leisten möglich. Der Mann kann auf gut Glück einladen, die Frau nicht, damit darf man ihr aber keineswegs den Vorwurf geringerer Gastfreundschaft machen; im Gegentheil, sie nimmt es genauer mit ihren Gästen als der Mann, der, wenn er eine feine Cigarre und ein gutes Glas Wein anbieten kann, schon Alles gethan glaubt.

Gastfreundschaft übt nicht eben der, welcher zu seiner eigenen Unterhaltung gern einige Freunde bei sich sieht und es diesen so behaglich wie möglich macht, damit sie bald wiederkehren, sondern vielmehr Derjenige, welcher zu jeder Zeit bereit ist, Gäste aufzunehmen und zu bewirthen, der bei plötzlich hereingebrochenem Unwetter sein Haus zum Obdach für die Nacht anbietet, die Gäste vor einem beschwerlichen Heimwege schützend, der nicht bloß zum Zwecke des Vergnügens, auch aus Humanität Besuche aufnimmt und zu längerem Verweilen veranlaßt, selbst wenn es ihm Opfer kostet. Die Gastfreundschaft hat nicht nur verschiedene Stufengrade, sie ist auch verschiedenen Charakters, und vom Manne geübt eine andere als von der Frau; zweifellos ist daher in diesem Punkte geringer zu achten, als das der Frau. Darin dürften sich allerdings mitunter Beide gleichen, daß wie dieser seine Pferde und Jagdhunde, seine Weine und Cigarren, die weibliche Hälfte ihr Silber, Porzellan und kostbarstes Tischzeug, gern damit Staat machen, den Gästen vorführt. Die kleine Freude, mit welcher sich zugleich die verbindet, den Geladenen eine Aufmerksamkeit zu beweisen und ein Vergnügen zu bereiten, würde irriger Weise als eitles Großthun bezeichnet werden. Ein Zug zur Ungastlichkeit findet sich immer da, wo die Gäste, wie dies zuweilen vorkommt, mit Schlechterem bewirthe werden, als der Amphitryon selbst genießt, z. B. einen Weinvorrath zu tilgen berufen werden, an welchem der Hausherr selbst keinen Geschmack findet und deshalb eine andere bessere Sorte trinkt.

Große Gesellschaften gehören nicht in das Gebiet der Gastfreundschaft; sie sind theils gelöste Verpflichtungen oder bestimmt wiederkehrende Feste, um den Glanz des Hauses zu erhöhen und zu befestigen. Auch kann nicht die Zahl der Gäste als Norm für deren Unterhaltung aufgestellt werden, und die Behauptung dürfte eine sehr schwankende sein, daß man sich in kleinen Gesellschaften besser unterhalte, als in großen, vielmehr ist man in den letzteren, weil un beobachteter, auch ungenirt, und die gene ist immer ein Hemmschuh für die Entfaltung zwangloser Heiterkeit. Die „liegenden Soupers“ bieten aus diesem Grunde auch meistens mehr Vergnügen, als ein Placirtwerden um den Tisch, besonders wenn die Nachbarn einander nicht gefallen oder Rang und Stand mit ihren Ansprüchen berücksichtigt werden mußten, wobei eine vornehme, junge Frau mitunter neben einen alten steifen Herrn zu sitzen und sich stundenlang mit ihm zu unterhalten genöthigt ist. Kleine Gesellschaften haben allerdings dann einen hohen Reiz, wenn sämmtlich daran Theilnehmende sich entweder genau kennen oder auf gleicher Bildungshöhe stehen und jenes Sordthfeuer der Conversation petillirt, das selbst den sonst Schweigsamen aus sich hervorstreut läßt und mittheilend macht. Im höchsten Grade zwangvoll aber ist es für den geladenen Gast, wenn er als eine „Berühmtheit“ den Versammelten vorgeführt wird, die eingeladen wurden, nur um ihn zu sehen, zu hören und zu bewundern, wie dies sehr oft mit Voz, dem unvergleichlichen Gesellschaftler, der Fall gewesen sein soll, dem man eine Hundert-Pfund-Banknote als Vorausbezahlung seiner geistreichen aperçus in den Einladebrief legte. Der geniale Mann fühlte sich mit solchem Geldbrief in der Tasche immer sehr unbehaglich und zeigte sich sogar mürrisch unter der Verpflichtung, wichtig sein zu müssen. Ein Anderes ist es, vortragende Künstler einzuladen und dadurch dem dilettantischen und oft sehr langweiligen Musiciren und Declamiren der sich „nur schwer Entschließenden und dann gar nicht Aufhörenden“ vorzubeugen.

Gastmahl so einzurichten, daß sie sich mit ihren süßen Gaben auch auf die nicht anwesenden Familienmitglieder der Geladenen erstrecken, indem die „Ditte“ keinem der Nachhausegehenden fehlen darf, Diners so zu verlängern, daß sie sich bis in die Nacht ausdehnen, oder aus „Damen-Cafés“ durch die abholenden Gatten, Bräuer und Bettern eine zweite Gesellschaft aus der ersten entstehen zu lassen, ist, je nachdem, „ländlich fittlich“. Jedes unbescheidene in-Anspruchnehmen ist ein Vergehen gegen die Sitte und straft sich selbst, denn nichts Unbehaglicheres, als ein ungebetener, d. h. unerwünschter Gast zu sein. Feingebildete Frauen werden aber auch in dieser Beziehung, ohne deshalb unangstlich zu sein, die Schranken schärfer abgrenzen, da sie im Allgemeinen besser wissen, wer in den geladenen Kreis paßt und wer nicht, als die weniger psychologisch feinfühlenden Männer.

Wenn nun dennoch Dichter besinnen waren, die Frau als der Gastfreundschaft abhold zu schildern, wie der gemüthstiefe Raimund in seinem „Verschwender“ der kinderreichen Frau des „Alles gleichhobelnden Tischlers“ eine solche Rolle zuweist, so bestärkt dieser eine Fall gerade die oben ausgesprochene Ansicht: daß die Frau mehr von Rücksichten auf ihr Haus und ihre Familie bei Ausübung der Gastfreundschaft geleitet wird, als der weniger vorsichtige und darum gast-freiere Mann.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Gastfreundschaft mehr auf dem Lande, als in der Stadt, mehr in frucht-reichen, als in armen Gegenden geübt wird; überall aber sind es doch vorzugsweise die Frauen, welche den Cultus pflegen, und wir würden ihnen sehr unrecht thun, wollten wir der oft vernommenen Ansicht beipflichten: daß Sparsamkeit, Engherzigkeit, Ungefälligkeit und Mangel an Großartigkeit sie weniger zur Gastfreundschaft geneigt zeigen als die Männer.



### Im Herbst.

Wir gehen zusammen durch's rauschende Laub  
Zur herbftlichen Stund';  
Es fliegen die flatternden Blätter bunt  
Den Winden zum Raub.  
Und den Winden zum Raub  
Wie Blätter und Staub  
Geb' mit selbigem Sinn  
Ich all' die entschwindene Sorge dahin!

Wir schauen zusammen, wie rieselnd lacht  
Der Regen rinnt,  
Doch mein Herz sich auf goldene Zeit besinnt,  
Wo die Sonne gelacht.  
Und die Sonne lacht:  
Dein Auge macht  
Mir helle die Welt  
Und mein Leben ist licht dem deinen gesellt.

Wir sitzen zusammen beim Kerzenlicht.  
Ich bin mir bewußt:  
Jedwedes Wort kommt tief aus der Brust,  
Das die Lippe spricht. —  
Was die Lippe spricht,  
Ich vergess' es nicht:  
Dein Wort ist Gesang —  
Nun komme du Winter, nun ist mir nicht bang!

Georg Freiherr von Dyhern.

# Gallerie

## Schöner Frauen.

Von  
F. von Hohenhausen.  
(Mit Titelbignette und Porträt von P. Grot' Johann.)

### VIII. Die Herzogin von Sagan.

Alle Güter der Erde waren in der kleinen Hand der Herzogin von Sagan vereinigt: sie besaß Schönheit, Reichthum, hohe Geburt und Geist. Sehr selten finden sich die beiden Kronen der Menschheit: Schönheit und Geist auf einem Haupte beisammen.

Schöne Frauen gelten meistens für geistlos und häßliche für klug. Es muß etwas Wahres in dieser so allgemein verbreiteten Annahme liegen. Die Eitelkeit, dieser Dorn an der Rose der Schönheit, führt sehr oft zur Selbstverblendung und durch diese zur Verblümmung.

Der Geist der Herzogin von Sagan hat eben so viel Bewunderung erregt, wie ihre Schönheit. Sie nahm eine Zeit lang sehr regen Antheil an der diplomatischen Thätigkeit des Fürsten Talleyrand, und es ist allgemein bekannt, daß sie die meisten seiner diplomatischen Voten eigenhändig niederschrieb und einzelne Punkte mit ihm besprach, ehe sie an die Cabinette von Europa gelangten. Hätten die Souveräne damals gehahnt, daß eine so schöne Damenhand die Fäden der Intriguen leitete, sie würden vielleicht manche harte Vorschrift weniger unwillig aufgenommen haben.

Wäre der Herzogin von Sagan eine Krone zu Theil geworden, sie würde die Welt noch viel mehr bewegt haben, wie sie es als berühmte Schönheit gethan hat.

Zur Zeit ihrer Geburt — am 21. August 1793 — trug ihr Vater übrigens noch eine Krone, wenn auch sein Thron bereits zertrümmert war. Der Herzog Peter von Kurland mußte nämlich sein Vändchen der Kaiserin Katharina II. von Rußland abtreten. Die Herzogin von Sagan war die jüngste und vierte Tochter des Herzogs; ihre Mutter, eine geborne Reichsgräfin von Medem, führte ebenfalls den Namen Dorothea und war eine nicht minder berühmte Schönheit, als ihre Tochter.

Dorothea von Kurland versammelte auf ihrem Schlosse Löbbitau alle Celebritäten damaliger Zeit um sich. Durch ihre ältere Schwester, die berühmte Elise von der Rede, wurden namentlich auch Dichter und Gelehrte dort heimisch. Dort schrieb Tieck seine „Urania“, und sogar Goethe verweilte einige Tage in diesem Kreise. Der Kaiser Alexander I. von Rußland huldigte der schönen Schloßherrin von Löbbitau und theilte ihre Sympathie für den damaligen Weltbewinger Napoleon in lebhaftester Weise, was heute unbegreiflich erscheint.

Eines Tages überraschte der Kaiser Alexander die herzogliche Familie aufs Höchste, indem er als Freiwerber für den Neffen des napoleonischen Ministers, des Fürsten Talleyrand, auftrat und um die Hand der sechzehnjährigen Dorothea warb. Daß ein so erhabener Werber keinen Korb erhielt, war natürlich, und so wurde die kurländische Fürstin eine französische Gräfin. Der Neffe Talleyrand's hieß damals noch Graf von Perigord, später wurde er Herzog von Dino.

Fürst Talleyrand ernannte seine schöne Nichte zur Universalerbin seines kolossalen Vermögens. Es ist bekannt, wie empfänglich er für den Zauber der Weiblichkeit war; auch Frau von Staël und Julie Récamier sind von ihm verehrt worden.

Nach dem Tode des galanten Dinkels verließ die schöne Dorothea Frankreich und kaufte von ihrer älteren Schwester die Herrschaft Sagan; seitdem nannte sie sich Herzogin von Sagan und war stolz darauf, eine Vasallin des Königs von Preußen zu sein. Abwechselnd lebte sie in Berlin, Petersburg und Paris.

Ueberall, wohin sie kam, erschien sie als strahlendes Meteor am Horizonte der vornehmen Welt. Ihre seltene Schönheit hatte sich eigentlich erst spät zu voller Blüthe entfaltet; in der Jugend war sie zu mager und zu schmalschultrig. Erst später gewann sie eine reizende Fülle und ihre Gestalt wurde fleischgewordenem Marmor ähnlich. Bis ins Matronenalter wahrte sie diese herrlichen Formen, wemgleich böse Zungen behaupteten, sie helfe der Natur nach und sie als ein schönes „Kunstwerk“ bezeichneten. Man erfand sogar die lächerliche Fabel von einem falschen Halse, dessen Aufsatz, wie die leichtgläubige Menge nachsprach, durch ein kostbares, breites Perlenhalsband bedeckt würde. Die schöne Herzogin hatte davon gehört und machte sich den Scherz, bei einer großen Festlichkeit das Halsband zu lösen und auf die Erde fallen zu lassen. Die Anwesenden blickten mit der größten Spannung nach ihr hin und waren konsternirt, als nun auch der falsche Hals nicht abfiel. Die blendende Weiße des Teints bei tief schwarzem Haar war besonders merkwürdig an der Schönheit der Herzogin von Sagan, aber ihre Augen überstrahlten doch alle ihre Reize. „Es lag ein wahrer Sonnenschein darin,“ sagte einer ihrer Verehrer, ein geistvoller Prinz, der sie auch in

seinen hochpoetischen Dichtungen gefeiert hat. Ihre regelmäßigen Gesichtszüge, das lebhafteste, geistvolle Mienenspiel, ihre imponirende und doch graziose Haltung, Alles trug dazu bei, sie zur vollendeten Schönheit zu stempeln. Sie erschien oft in einem Hermelinmantel über purpurrothem Sammet und erinnerte dann an jene herrlichen Frauenbilder, die Paul Veronese durch seinen Pinsel verewigt hat.

Auf ihrem Schlosse zu Sagan gab sie die glänzendsten, an die Märchenpracht von tausend und einer Nacht erinnernden Feste; höher noch berühmt war es als Pflegestätte von Poesie und Kunst.

Sie starb am 18. September 1862, nach langen, schmerzhaften Leiden.

Der jetzige Besitzer von Sagan ist ihr ältester Sohn. Ihr Enkel, der Graf von Perigord, vermählte sich kürzlich mit der Tochter des Vicomte von Gontaut-Viron und übergab dieser als Brautgeschenk das berühmte Dorotheenhalsband, welches die Herzogin als Familienerbstück gestiftet hat.

### Bianca Cappello.

Von Karl Frenzel.

Ueberall in den Gemäldesammlungen von Florenz begegnet man in reichem Goldrahmen dem Bilde einer stattlichen fürstlichen Frau: meist im Brustbilde, in reicher Kleidung, im silber- oder goldgesticktem Brocatgewand, Perlen in den braunen Haaren oder um den schöngeformten, etwas zu langen Hals: es ist Bianca Cappello, die Gemahlin des zweiten Großherzogs von Toscana, Francesco's de' Medici, die Maler sind Angelo Bronzino und Alessandro Allori. Wie sie uns in diesen Gemälden erscheint, ist ihre Schönheit, die viel gerühmt und viel besungene, über die erste Blüthe hinaus, aber der sanfte Ausdruck ihrer Mienen, ein feiner Zug um den Mund, der Geist, Wiß und Verschlagenheit andeutet, der edle Schnitt des Gesichts, das Gleichmaß und die Vollendung der Formen sind auch in diesen Bildern der fünfundsiebzigjährigen Frau erkennbar und lassen den Zauber und den Glanz ahnen, die von der lebendigen ausströmen mußten.

In einem abenteuerlichen, wandlungsreichen Leben ist Bianca Cappello aus dem Frauengemach eines venetianischen Hauses auf den Herzogsstuhl von Toscana gestiegen: nicht ohne Schuld und Frennung, welche Verleumdung und Bosheit ins Schwarze und Uebertriebene ausgemalt haben. Die italienischen Frauen des sechszehnten Jahrhunderts — Fiabella Desini, Vittoria Accoramboni, Beatrice Cenci — dürfen nicht mit unserm Maß der Sitte gemessen werden. Daran wird Niemand denken, in ihnen Vorbilder der Tugend und edler Weiblichkeit aufzustellen; die Sünden, die sie begangen haben, sind nicht wieder wegzuwischen: aber die ganze Strömung und Anschauung jener Zeit weiß von all den Rücksichten und moralischen Bedenken nichts, die in einer vorgeschrittenen Cultur die Gesellschaft im Großen wie die Bestimmungen und Handlungen des Einzelnen beherrschen. Von dem Druck des Mittelalters befreit, in dem es auch der hervorragendsten Persönlichkeit nicht möglich gewesen war, die Schranken ihres Standes zu durchbrechen, mit einer unendlich erweiterten Kenntniß des Weltganzen, suchte damals Jeder, der in sich den Funken und die Kraft eines eigenen Willens spürte, sein Wesen zur Geltung zu bringen und sich voll und ganz auszulieben. Dem Kühnsten schien das Höchste erlaubt; die weise Selbstbeschränkung galt als das Zeichen einer schwächeren Natur. Auch die Frauen wollten in diesem Kampfe um die Freiheit der eigenen Entwicklung nicht zurückbleiben. Sie wagten Verwegenes und erlitten Grausames mit gleicher Entschlossenheit. Bianca Cappello gehört zu diesen außerordentlichen Frauen, deren Charakter und Talent das Schicksal entwickelt — wer die menschlichen Dinge ruhig betrachtet, kann nicht sagen, zu ihrem Glück, sondern nur zu einem tragischen Schauspiel für die Nachkommen.

Aus einer venetianischen Patricierfamilie, die noch im vergangenen Jahrhundert in der Lagunenstadt blühte, stammend, um das Jahr 1545 geboren, würde Bianca wahrscheinlich für uns so verschollen sein, wie im Grunde alle venetianischen Eweldamen, von deren innerlichem und äußerlichem Leben wir nichts wissen: höchstens, daß einmal bei einem festlichen Aufzug nach der Marcuskirche oder bei einem Ballo im Dogenpalaste ihr Name genannt wird, wenn nicht der Zufall und der Drang einer thörichtigen und ungestümen Leidenschaft sie frühzeitig aus der Bahn gelenkt, auf die ihre Herkunft und Erziehung sie hingewiesen zu haben schien. Bianca, die Tochter Messer Bartolommeo's, erhielt die Bildung, wie sie damals bei den Töchtern des Adels gebräuchlich war: eine flüchtige Kenntniß der lateinischen Sprache, einige Uebung im Spiel der Guitarre und im Gesang, Näherei und Stickerie. Ganz und gar fehlte die Erziehung der Mädchen noch unter dem ausschließlichen Einfluß der Kirche und des väterlichen Hauses. Die in Italien durch Sitte und Gewohnheit eingebürgerte Fernhaltung der heranwachsenden Jungfrau von jedem Verkehr, außerhalb des enghen Kreises der Verwandtschaft, wurde in Venedig bis fast zu einer orientalischen Abgeschlossenheit der Frauen getrieben. Selbst von Jugendfreundschaften der Mädchen unter einander hören wir nichts. Der einzige Verkehr der Mädchen mit der Außenwelt besteht in ihrem täglichen Gange zur Messe in die dem Waterhause nahegelegene Kirche; die vornehmeren Familien haben sogar in ihren Palästen eigene Kapellen und ihre Frauen überschreiten im Lauf eines Jahres kaum zwei oder drei Mal die Schwelle ihres Hauses. Ueber der Jugend Bianca's ruht darum ein Schleier, der nicht mehr zu heben ist: ihre Mutter hat sie schon in früheren Jahren verloren, gewiß aber auch ist ihr Leben, bis sie aus ihrer Verborgenheit auf die Bühne der Welt tritt, ereignislos verlossen. Künstlerische Anlagen, schöne Talente besaß sie nicht, auch nicht so große Reichthümer, um die Blide der unverheiratheten Männer aus dem Patricierstande auf sich zu ziehen. Meistens pflegten die Venetianerinnen aus den Geschlechtern schon in ihrem fünfzehnten Jahre zu heirathen. Durch einen Zufall lernte Bianca im Jahre 1563 einen jungen Florentiner kennen, Piero Bonaventuri, und Beide schön, lebenslustig und von ungehämmer Gemüthsart, verliebten sich leidenschaftlich ineinander. Piero Bonaventuri war ein Handlungsdiener in dem großen Wechsel- und Kaufhause der Salviati, eines vornehmen und reichen florentinischen Ge-

schlechts, das eine Filiale seines umfassenden Geschäfts in Venedig hatte. Das Haus der Salviati lag dem Palaste der Cappello's gegenüber, ein schmaler Kanal trennte beide. So eng sind diese Wasserstraßen Venedigs, daß man beinahe aus dem Fenster des einen Hauses in die des andern hinüberlangen kann. Zunächst beschränkte sich der Verkehr der Liebenden auf die berebete Sprache der Augen, auf die Zeichen und leisen Offenbarungen der Reigung, die dem Scharfsinn der Andern immer entgegen. Während Piero Bonaventuri ohne Zweifel wußte, wer das schöne ihm gegenüber wohnende Mädchen war, scheint Bianca eine Weile ihn für einen jungen Salviati gehalten zu haben, nicht für einen Bediensteten, sondern für einen Herren des Hauses. Denn Piero war nicht nur schön, er hatte auch die Formen und die Haltung eines Patriciers und liebte kostbare und geschmackvolle Kleidung. Die erste Annäherung Beider fand auf Bianca's Kirchgängen statt; eine Magd wurde ins Vertrauen gezogen und allmählig brachen die List und der Drang unbändiger Leidenschaft durch alle Hindernisse und Schranken.

Aber eine solche verbotene Liebe kennt nicht Maß noch Halt in sich. Da es undenkbar war, daß ein venetianischer Patricier einem armen, namenlosen Florentiner in untergeordneter Stellung seine Tochter zum Weibe geben würde, da beständig Furcht vor Entdeckung ihrer Zusammenkünfte die Liebenden bedrohte, so griffen sie zu dem äußersten Mittel, ihrer Leidenschaft zu genügen und sich zugleich zu retten. Sie entflohen aus Venedig; in einem Dorfe in der Nähe Bologna's traute sie ein Priester und glücklich und ungefährdet kamen sie in Florenz an. Bianca hatte nicht nur das Erbe, das ihr die Mutter an Edelsteinen und Kostbarkeiten hinterlassen, sondern den ganzen Juwelienschmuck des Hauses mit sich genommen, und die Familie der Cappello, in höchster Empörung über die Entführung des Mädchens, ging gegen Bonaventuri mit heftigen Klagen vor. Der Rath der Zehn verurtheilte ihn als einen Räuber, ein Preis von tausend Ducaten ward auf seinen Kopf gesetzt; lebend oder todt sollte man ihn oder Bianca dem Gerichte überliefern. Ein Oheim des Bonaventuri, der zur Zeit in Venedig verweilte, ward der Mitschuld bei der Entführung und dem Raube angeklagt und in ein unterirdisches Gefängniß geworfen.

Diese That der Leidenschaft hat für immer das Schicksal Bianca's bestimmt und ihren Charakter mit Nothwendigkeit von dem Guten zum Bösen, von der Wahrheit zur Falschheit hingedrängt. Vor der Zeit schon hatte sie angefangen, List und Verrath zu üben, die Pflichten der Tochter zu brechen und Unerlaubtes zu wagen. Im Kampfe um das Dasein hatte sie eine Entschlossenheit und eine geistige Kraft entwickelt, die weder der Jugend noch ihrem Geschlechte eigen zu sein pflegen, aber sie hatte zugleich Verachtung der Sitte und des Gesetzes gelernt. Und wie in Venedig befand sie sich auch in Florenz in bedrängter Lage. Das Urtheil des Raths der Zehn, die Verfolger, die ihr beleidigter Vater gegen sie ausbande, ließen sie fortwährend aus einer Sorge in die andere sinken. Weder ihrer Freiheit noch ihres Lebens fühlte sie sich sicher. Mordthaten genug geschahen täglich in Florenz; mehrmals wurden Bravi's gegen sie und ihren Gatten ausgesandt. Mit geringer Achtung begegnete man ihr in Florenz, sie mußte eingezogen und fern von jedem anregenden Verkehr leben. Dazu war das Verhältniß zu Piero Bonaventuri allmählig aus einem freundlichen in ein kaltes umgeschlagen. Bianca konnte ihm, in der Tiefe ihres Herzens, kaum die Täuschung vergehen, die er, wenn auch nur mit halber Ab-

sicht gegen sie begangen: sie hatte einen Salviati zu lieben geglaubt und war die Frau eines Bonaventuri geworden. Bei ihm hatte die Ernüchterung den ersten Liebesanstoß verdrängt; wie schön Bianca auch war, diese Schönheit hatte ihn zu einer Handlung fortgerissen, die sein Leben dem Dolche jedes verwegenen Bravos preisgab. Bei gemeinen Naturen verliert das Schöne an Werth, sobald sie es besitzen. Piero's Liebe war nicht auf die Dauer angelegt, bald fing er an die Gattin zu vernachlässigen. In dieser Lage, von Gefahren umringt, des Mannes, der ihr natürlicher Schutz und Schirm war, nicht mehr sicher, sehnte sich Bianca nach einer festen Stütze. Um sich in Florenz zu halten, bedurfte sie eines mächtigen Rückhalts. Möglich, daß sie mit ihrer Klugheit und Kühnheit gleich das höchste Ziel ins Auge faßte, den vornehmsten jungen Mann in Florenz — den ältesten Sohn des Großherzogs Cosimo de' Medici, aber wahrscheinlicher ist es doch, daß ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen Beide

hatte. Nach jener ersten plötzlichen Begegnung fiel dem Prinzen eine Annäherung an Bianca nicht schwer, Mittelpersonen fanden sich schnell, dem Fürsten einen Dienst zu erweisen; auf halbem Wege kam dem Wollenden die Willige entgegen. Sie sah in der Leidenschaft Francesco's Sicherheit und Ansehen für sich, Piero ein Mittel in die Höhe zu kommen und im Staate eine Rolle zu spielen. Bedenken der Scham, des Ehrgefühls hielten weder sie noch ihn zurück. Wieder aber muß bedacht werden, daß sie in ihrer seltsamen Lage beinahe ganz und gar von dem guten Willen Francesco's abhingen und Alles thun mußten, sich seiner Gunst zu versichern. Wenn darum auch in der ersten Zeit das Verhältniß Francesco's und Bianca's vor den Augen ihres Gatten geheim gehalten wurde, bald genug erfuhr er davon und mußte eine Stellung, die jedem Andern das Blut in das Gesicht getrieben, ehrenlos und niedrigen Gemüths, wie er war, zu seinem Vortheil aus.

Von einer andern Seite schien den ehrgeizigen Plänen Bianca's Gefahr zu drohen. Nach dem Wunsch seines Vaters, dem er nicht widerstehen konnte, aus politischen Rücksichten heirathete der Prinz im Jahre 1565 eine österreichische Prinzessin, Johanna, eine Tochter des Kaisers Ferdinands I. Aber diese Vermählung war weit entfernt, seiner Neigung für Bianca Eintrag zu thun. Johanna besaß weder die Reize des Körpers noch die Anmuth der Seele. Statt den Fehlern ihres Gemahls klug nachzusehen und ihn durch Güte an sich zu fesseln, ermüdete sie ihn durch ihre Klagen und erbitterte ihn durch ihre Vorwürfe. Er machte aus seiner Leidenschaft für die schöne Venetianerin kein Hehl; sie ward bei Hofe vorgestellt, der florentinische Gesandte in Venedig erhielt den Auftrag, dort ihre Sache bei dem Dogen und seinen Räten zu führen. Während die Prinzessin über ein so geringes Nadelgeld verfuhr, daß sie oft Arme mit den bitteren Worten abweisen mußte: sie möchten zu der Venetianerin gehen und dort Hilfe suchen, schwelgte Bianca im Ueberflusse. Der Prinz, der schon in seinen jungen Jahren Züge von Habgucht und Geiz verräth, befriedigte alle Launen seiner Geliebten und fand nichts zu theuer und kostbar, wenn es einem ihrer Wünsche galt. Mit großer Klugheit wußte sie sich ihren Einfluß auf sein Gemüth zu sichern; ihr Wig und ihre Munterkeit erheiterten seinen Trübsinn. Während ihm seine Gemahlin mit mürrischer Verdrossen-



Bianca Cappello. Originalzeichnung von Cattaneo in Rom.

zusammenführte. Der Prinz Francesco, damals (1564) in seinem vierundzwanzigsten Jahre, soll eines Tages durch die Straße geritten sein, in der Bianca wohnte, als ein Volksauflauf ihn aufhielt und sie an das Fenster lockte. So, erzählte nachher die Sage, hätten sich Beide zum ersten Male gesehen. Der Eindruck von Bianca's Schönheit auf den Prinzen war überwältigend, nachhaltig, fast von zauberischer Gewalt: es ist nur der Ausdruck jener Zeit, wenn man die unzerstörbare Macht dieser Liebe geheimen Tränken und magischen Mitteln zuschrieb. Francesco de' Medici war erst vor Kurzem aus Spanien, vom Hofe Philipp's II., zurückgekehrt: er war kalt und stolz, in seinem Wesen wie in seiner Tracht mehr spanisch als italienisch, von mittlerer Größe, mit dunklem Haar, karg an Worten, von schwermüthigem Temperament. Als er Bianca kennen lernte, führte er seit Kurzem, seit dem 1. Mai 1564, die Verwaltung des Staates: sein Vater lebte zurückgezogen auf den Villen, in Pisa, wenn er in Florenz war, im Palaste Pitti, während der Sohn den alten Palast der Signoria an dem Hauptplatze der Stadt inne

heit begegnete, empfing ihn Bianca mit einer sich stets gleich bleibenden Heiterkeit. Obwol Jedermann bei Hofe um das Verhältniß des Prinzen mit der Venetianerin wußte, wurde doch nach Außen hin der Anstand gewahrt. So konnte der Großherzog Cosimo, bei dem sich Johanna in heftigen Ausdrücken über ihren Gemahl beschwerte, ihr antworten: „Glaubt doch nicht Alles, was man Euch erzählt; an einem Hofe fehlt es nie an Personen, die ihr Vergnügen in Verleumdungen und in der Erregung von Aergernissen suchen. Ich weiß ganz zuverlässig, daß der Prinz Euch liebt und daß Ihr ihn wieder liebt, aber eins muß dem andern mit Schonung begegnen und dulden, was die Zeit bessern wird, wenn keine unverzeihliche Feindschaft entsehen soll.“ Inzwischen waren die Dinge zwischen den Liebenden weiter gediehen, als Cosimo und selbst die eifersüchtige Prinzessin es ahnten. Vor einem Bildniß der Jungfrau soll der Prinz Bianca schon damals geschworen haben, sie zu heirathen, sobald das Schicksal sie Beide frei machen würde. Schnell genug erfüllte sich für Bianca wenigstens diese

Hoffnung. Piero Bonaventuri hatte stillschweigend seiner Gattin entzagt und dafür Geld und Ehre eingetauscht. Der Prinz hatte ihn, anfänglich wol, um ihn zu beruhigen und sich vor seiner Eifersucht und seiner Rache zu sichern, zu seinem Kammerherrn erhoben und ihm einen großen Theil der Verwaltung des Palastes überlassen. Hochfahrend gebehrtete sich Bonaventuri als der Günstling des Fürsten, als die Hand, durch die alle Aemterverleihungen und Huldbeweise zu gehen hätten. Nicht einen Augenblick scheint er daran gedacht zu haben, daß Francesco ihn im Grund seines Herzens hassen mußte, wenn er es auch nicht wagen durfte, sich seiner offen zu entledigen. Bonaventuri's Hochmuth und Frechheit sorgten dafür, daß andere Arme den Streich vollführten. Er behandelte die vornehmsten Edelleute der Stadt und des Hofes mit herausfordernder Eringschätzung, das Volk mit Verachtung: in Kurzem brachte er es dahin, von Allen gleich verabschiedet zu werden. Ein Liebesverhältniß brachte ihm endlich das Verderben. Mit der schönen Cassandra Bongiani unterhielt er ein zärtliches Einverständnis, war aber unvorsichtig genug, davon zu reden. Das empörte die Verwandten der Dame, die mächtige Familie der Ricci. Drohungen wurden ausgestoßen, die Bonaventuri verpöthete. „Müßigt Euch,“ sagte ihm der Prinz, „hütet Eure Junge, sonst werden die Dolche der Ricci Euch treffen.“ Mit Bianca besprach er den Plan, Bonaventuri nach Frankreich zu senden, um ihn so den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen. Bianca machte ihrem Gatten diesen Vorschlag, aber Bonaventuri wollte sich weder von seiner Geliebten trennen, noch Florenz verlassen. Er merkte, daß Bianca unter dem Vorwande, für sein Heil zu sorgen, sich für immer von ihm befreien wolle. Das Gespräch erhitzte sich, „ich werde bleiben“, rief Piero, „den Ricci und Dir zum Trotz, und nun schweige, schamloses Weib, oder ich werde Dir die Kehle abschnitten!“ Wüthend verließ er sie und als er auf der Straße einem der Ricci begegnete, sprang er auf ihn zu und setzte ihm die Pistole auf die Brust: er werde ihn niederschießen, wenn er noch ein Wort gegen ihn oder Madonna Cassandra sage. Die Dinge waren zum Aeußersten gekommen; Francesco ergriff die günstige Gelegenheit, den verwegenen Mann, der sich an seinen Purpurmantel festklammert, abzuschütteln; zu dem Ricci, der sich über Bonaventuri's Frechheit bei ihm beklagte, sagte er: „Ihr seid ein Mann, thut, was Ihr wollt — ich aber will nichts davon wissen.“ Dies Wort war Bonaventuri's Todesurtheil und da der Prinz noch an demselben Tage nach der Villa zu Pratolino abreiste, nahmen dies die Ricci für ein Zeichen, ihre Rache nicht länger zu verschieben. Spät in der Nacht, am 21. December 1569, kehrte Bonaventuri von seiner Geliebten über die Brücke della Trinità von dem rechten Ufer des Arno nach dem linken zurück, wo er in der Via Maggio in der Nähe des Palastes Pitti mit Bianca ein Haus bewohnte, das ihnen der Prinz geschenkt hatte. Auf der Brücke wurde er von zwölf Banditen angegriffen und nach tapferer Gegenwehr erschlagen. Zur selben Stunde drangen Mörder in das Haus Cassandra's und tödteten sie in ihrem Bette. Erst am andern Morgen erfuhr Bianca den Tod ihres Gatten; am dritten Tage nach der Mordnacht kam der Prinz von der Villa in die Stadt; vollauf hatten die Mörder Zeit gehabt zu flüchten, in den Kirchenstaat, nach Venedig, die Anstifter nach Frankreich.

Das eine Hinderniß der Verbindung zwischen dem Prinzen und Bianca war aus dem Wege geräumt. Wenn sie auch schwerlich, wie Francesco, um den Mordplan der Ricci gegen ihren Gatten gewußt, das Ereigniß selbst kam ihr nicht unerfreulich gewesen sein. Eine lästige Fessel war zerrissen, freier und ruhiger gestaltete sich ihr Verkehr mit dem Prinzen. Auf der Villa lebte sie mit ihm im vertrautesten Umgang. Der Prinz schenkte nach einem Sohn und Erben; seine Gemahlin hatte ihm bisher nur Töchter geboren; jetzt gab Bianca vor, Mutter zu sein und ein untergeschobenes Kind ward als das ihrige ausgegeben und auf den Namen Antonio de' Medici getauft. Das Geheimniß wurde eine Weile aufrecht erhalten; einige der Mitwisser sollen sogar, weil Bianca Verrath befürchtete, gewaltsam aus Florenz fortgeschafft und getödtet worden sein, auf die Dauer aber konnte es nicht behauptet werden. Der Cardinal Ferdinando de' Medici, der jüngere Bruder Francesco's, hörte zuerst davon, dunkle Gerüchte liefen von Mund zu Mund, im herzoglichen Palaste wie in den Bürgerhäusern. In dieser bedenklichen Lage gab Bianca einen Beweis ihrer Entschlossenheit und ihrer Macht über den Prinzen. Ohne zu zögern oder sich durch Ausflüchte zu decken, gestand sie ihm den Betrug ein, den sie ihm gespielt hatte: die große Liebe, die sie zu ihm hege, und ihre Absicht, jedem seiner Wünsche Genüge zu leisten, habe sie zu der Unterschlebung des Knaben verleitet. Und Francesco fuhr fort, sie zu schätzen, ihr zu huldigen und rüchhaltslos zu vertrauen. Den Knaben hielt er nach wie vor, als wäre es in Wahrheit sein Sohn gewesen. Nach einer solchen Probe ihrer Gewalt gaben auch diejenigen, die ihr am Hofe zu Florenz am feindseligsten gesinnt waren, jeden Versuch sie zu stürzen auf.

(Schluß folgt.)

### Wie entsteht die Mode?

Von Friedrich Hermann.

Paris, im Juli.

Diese Frage ist wol eine derjenigen, welche am öftesten gestellt und am seltensten beantwortet werden. Letzteres schon deshalb, weil der Gegenstand ein gar zu vielseitiger, verwickelter ist, um eine bündige, ausgiebige Antwort möglich zu machen. Eine solche soll auch hier nicht versucht, sondern nur Material zu deren vollständigen Beantwortung zusammengetragen werden.

Was Mode ist, das sagen uns zwar täglich die Modemagazine oder die Modenzeitung, indem sie nachweisen, was gegenwärtig als solche gilt. Daraus läßt sich nun schon folgern, daß die augenblicklich herrschende Geschmacksrichtung in dem Ausdruck Mode zusammengefaßt wird. Jedoch genügt uns dies noch nicht. Erstens erstreckt sich die Mode nicht allein auf Kleider schnitt und Farben, Hutformen und besondere Anhängel der körperlichen Umhüllung und Verschönerung, sondern auch auf Lebensweise, Gewohnheiten, Möbel, Hauseinrichtungen, Banstil, Theater, Literatur, Musik und überhaupt Alles,

wobei Geschmack und Kunst in praktischer Anwendung kommen. Selbst die Politik ist nicht ausgeschlossen, sondern steht ebenfalls in enger Wechselwirkung zur eigentlichen Mode. Letztere muß zugleich als Ergebnis sowie auch als eine Art Vereinigungspunkt für alle hier genannten Kräfte und Strömungen angesehen werden. Sie ist ein viel umhüllendes Band, welches freilich nicht überall gleich bemerkbar erscheint.

Die Mode ist aber auch dasjenige, was allen mit der abendländisch-christlichen Geseftung irgendwie in Verbindung stehenden Völkern gemeinsam geworden und geblieben. Sie bildet das internationale Band, welches keine Grenze und keinen Racenhaf kennt und alle Kriege und sonstige nationale Entzweigungen überdauert. Denn die Mode ist es, welche bei den Culturvölkern die Nationaltrachten verdrängt, die lange Zeit hindurch eine Art Scheidewand zwischen ihnen gebildet. Sie ist aus einem allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen und hat wiederum eine gewisse Gleichförmigkeit und Aehnlichkeit der Gewohnheiten und Erfordernisse des Lebens hervorgebracht. Verstehen sich auch die Völker nicht durch ihre Sprache untereinander, so haben sie doch in der Mode ein gemeinsames Erkennungszeichen. Und nicht ohne Bedeutung ist es, daß der Beginn der Ausbildung der Mode auf den Zeitpunkt zurückzuführen ist, wo die lateinische Sprache aufhörte, das internationale Verständigungsmittel zu sein.

Gerade wegen dieses univervellen Charakters ist die Mode auch nicht auf einen einzigen örtlichen Mittelpunkt zurückzuführen, sie ist vielmehr durchaus internationalen Ursprungs, so gern wir sie auch mit Paris in unmittelbare Beziehung bringen. Eine jede Nation trägt das Ihrige bei, sei es unmittelbar oder durch Anregung, bewußt oder unbewußt. Selbst in Paris, das wir als bedeutendste Modenwerkstatt uns vorstellen müssen, arbeiten die Angehörigen und Vertreter aller gesitteten Völker an der Bewegung und Entwicklung des Geschmacks und der Mode gar wesentlich mit. Die Wichtigkeit von Paris liegt gerade darin, daß es ein großer Sammelpunkt der Nationen ist und deshalb auch in hohem Grade die Fähigkeit besitzt, jede Anregung und Neuerung, sie mag von irgend welcher Seite kommen, aufzufassen, zu verstehen und selbständig weiter zu verarbeiten und auszunützen. Paris erfindet zwar Vieles, aber doch noch lange nicht so viel als man glaubt. Seine Hauptstärke besteht in dem schnellen Aufsaßen jeder Neuerung, jeden Anstoßes in der allgemeinen Modebewegung und in der eifrigen, folgerichtigen Ausbeutung der einmal gegebenen Richtung. Aber der Anstoß kommt fast regelmäßig von Außen, besonders wenn ein tieferer Umschwung eintritt, was jedesmal der Fall ist, wenn sich die Mode-Entwicklung nach einer Richtung hin ausgelebt hat. Der Umschlag tritt nie plötzlich ein, sondern ergibt sich erst nach verschiedenen Versuchen und Uebergangsstufen, bis sich die neue Richtung Bahn gebrochen.

Zu Anbetracht der Klagen über den außerordentlichen Begehrt von Pariser Modestücken in Deutschland seit einigen Jahren dürfte es Manchen überraschen, wenn hier die Behauptung aufgestellt, nein, die Thatsache bestätigt wird, daß gerade während der letzten Zeit die meisten Anregungen in der Mode-Entwicklung aus Deutschland gekommen sind. Und doch ist nichts unzweifelhafter, sicherer als dies. Oder wo glaubt man etwa, daß die anschließenden Formen, der Küras und Panzer herkommen, wenn nicht von der Gretchenracht, welche 1871 bei dem Einzug der Truppen in Berlin zu so ungewohnten Ehren kam? Damals ahnten wol die Wenigsten, welchen Umschwung man dadurch in der Modebewegung herbeiführen werde; nur Einzelne dachten daran, diesen Anlaß zu einer bahnbrechenden Initiative der neuen Kaiserstadt zu benutzen. Die Pariser jedoch ließen sich diese gute Gelegenheit nicht entgehen, sie griffen sofort zu. Durch den Krieg, besonders aber durch die sechsmonatliche Abschließung der Seine-stadt von der übrigen Welt, war eine gewisse Stockung eingetreten. Zudem hatte sich in den letzten vorhergehenden Jahren, nach Untergang der Crinoline, noch keine ausgeprägte einheitliche Richtung herausbilden können. Man befand sich in einem ungewissen Uebergangszustand, als die ersten Abbildungen des Siegeseinzugs und der Gretchenracht aus Berlin eintrafen. Nun war die Entscheidung gefallen. Die Pariser Künstler und Künstlerinnen bemächtigten sich der neuen Form, um sie nach allen Richtungen auszugestalten und auszubeuten.

Zugleich will ich auch hier noch Einiges von dem bezeichneten was man in Frankreich von Deutschland angenommen. Seit dem Kriege wird eine Mütze mit rothem Streifen und äußerst kleinem Schirm als neueste Mode von der männlichen Jugend getragen. Dieselbe sieht der Extramütze der preussischen Soldaten zum Verwechseln ähnlich und heißt richtig la Prussienne. Ebenso ist der Ueberzieher der Herren kaum etwas Anderes als der dem civilen Bedürfniß angepaßte deutsche Soldatenmantel, über dessen Gerollsein oder Nicht-Gerollsein schon so manches geflügelte Wort gefallen.

Vergleichen von außen kommende Anregungen lassen sich auf jedem Schritt und Tritt nachweisen. Die elässische Kopfschleife ist ausschließlich politisch; Jahrhunderte hindurch hatte man sie nicht beachtet, nahm sie aber sofort in die Modebewegung auf, als Elsaß von Frankreich abgetrennt und überhaupt zum Gegenstand großer politischer Actionen geworden. Die Goldborten und Goldplättchen in der Ausstaffirung der Damenhüte sind durch das russische Nationalkostüm zur Geltung gekommen, welches von einer russischen Truppe in einem Pariser Theater producirt wurde. Gleichzeitig hatte das Erscheinen der Russen auf der Bühne auch zur Folge, daß eine ganze Reihe Autoren sich auf die Herstellung von Stücken verlegte, welche in Rußland spielen und dessen Sitten, Trachten und Gewohnheiten zur vermehrten Geltung bringen sollen. Jetzt haben auch die Basten durch ihren verunglückten Aufstand den Pariser die karlistische Kopfsbedeckung, Boina, über die Pyrenäen her zugeführt.

Ein guter Theil der Formen und Verzierungen der jetzigen Jacken und Mäntel für Damen ist in seinem Ursprunge nach der Bretagne zurückzuführen. Napoleon III. veranfaltete in der Zeit seiner Glorie eine Prunk- und Triumphreise nach dieser in vieler Hinsicht so eigenthümlichen Provinz Frankreichs und das Ergebnis davon war die Nachahmung ihrer uralten Nationaltracht. Die Bretagner Bauern tragen kurze Röcke und Jacken mit aufgenähten Verzierungen und Stickereien. Anfangs behielten die Pariserinnen die weiße Farbe der Jacken bei, auf denen die farbigen Verzierungen sich grell hervorhoben. Bald aber legte man sich in Farbe des Stoffes

und Zeichnung der Stickereien keinerlei Zwang mehr auf und daraus entstanden allmählig die zahllosen Formen von Mänteln und Jacken, die sämmtlich mit Stickerei über und über bedeckt sind und welche wir gegenwärtig täglich unter den Augen haben. Anfangs hießen sogar diese Damenjacken vestes brotonnes.

Die Bluse, welche so lange in der Frauenkleidung eine große Rolle spielte, ist auf die Garibaldi'schen Rothjacken zurückzuführen, durch welche auch zur selben Zeit die grelle rothe Farbe plötzlich in der Damentoilette wieder erschien, nachdem sie so lange Zeit aus derselben verbannt gewesen. Also wiederum Politik.

Sobald einmal eine Form allgemeine Geltung erhalten und zur bestimmenden Richtung in der Mode-Entwicklung geworden, muß sie sich erst vollständig abnützen, ehe ein Umschwung einzutreten pflegt. Als die Crinoline bis zur Excentricität und selbst zur Ungehörlichkeit sich entwickelt hatte, mußte Jeder einsehen, daß in dieser Richtung nicht mehr weiter fortgegangen werden konnte und ein Umschlag eintreten werde. Einen solchen unvermeidlichen Wendepunkt muß man zeitig genug wahrzunehmen und dem entsprechend vorzugehen wissen, wenn man auf der Höhe der Modebewegung bleiben will. Freilich erfordert es erst mehrfache Versuche und Proben, sowie große Uebung, ehe das Richtige gefunden wird, nämlich dasjenige, welches am meisten Anklang findet. Gewöhnlich ist es ein äußerer Anlaß, welcher der neuen Richtung zum Durchbruch verhilft, wie vor wenigen Jahren die Gretchenracht.

Es läßt sich leicht nachweisen, daß sich die verschiedenen Entwicklungen der Modebewegung in ihren Hauptzügen stets wiederholen, natürlich mit allerlei neuem Nebenwerk und Verbrämungen. Die Crinoline hat schon im vorigen Jahrhundert unter anderem Namen lange Zeit geherrscht und nach ihrer Abschaffung, unter der ersten französischen Republik, kam eine Richtung zur Herrschaft, welche mit den heutigen Panzerformen große Aehnlichkeit hatte. Man wollte damals die antike Einfachheit nachahmen und trug daher unter dem Directorium und Kaiserreich so enge anliegende, jeder Gefältung entbehrende Kleider, als man nur zu erfinden vermochte. Wer je die Modenbilder jener Zeit verfolgt, wird dies bestätigen müssen. Selbst auf historischen Darstellungen, Familienportraits, Kupferstichen läßt sich diese Wandlung sehr gut verfolgen.

Mit der Revolution verschwanden auch die farbigen Stoffe, Stickereien u. s. w. aus der männlichen Bekleidung. Der schwarze Frack wurde zum Ausdruck der allgemeinen Gleichheit, zur Uniform des gebildeten Bürgerthums und bald auch zum officiellen Kostüm aller derjenigen, welche sich zur aristokratischen oder nur gebildeten Welt rechnen. Mit ihm kam natürlich auch der schwarze hohe Hut auf, der aber in Amerika zuerst erschien und nur in Paris eine bessere Ausgestaltung erhielt. Durch die allgemeine schwarze Staatskleidung sollte äußerlich jeder Unterschied der Stände aufgehoben werden, der sich bis dahin gar sehr in der äußeren Erscheinung ausgeprägt. Seitdem ist die Mode für Männer viel beständiger geblieben und nur wenigen durchreisenden Veränderungen unterlegen. Von Farbe ist bei ihr wenig mehr die Rede; Stickereien, Federn, Vorten, Knöpfe, Schnallen und so vieles Andere, welches früher bei der Herrenkleidung eine bedeutende Rolle spielte, ist heute kaum noch oder gar nicht mehr daran zu bemerken. Diese Gleichmäßigkeit und geringe Veränderlichkeit dürfte zum großen Theil auf Rechnung der militärischen Uniform zu schreiben sein, welche jetzt in hohen und höchsten Kreisen der Gesellschaft vorherrscht.

Ihre großen Erfolge erzielten aber die Pariser Modenkünstler bisher stets dadurch, daß sie sich nie mit dem einfachen Copiren begnügt. Sie wissen nicht nur jede Anregung, jede neue Richtung sofort aufzugreifen und zu erfassen, sondern sie verarbeiten alles hierdurch Gegebene stets mit großer Selbständigkeit und Geschmack, wissen den Uebergang trefflich zu vermitteln und aus den abgelegten Formen noch mit herüberzunehmen, was gerettet zu werden verdient. Jede Putzmacherin, jede Kleidermacherin hat in Paris ihre eigene Manier und sucht ihre Leistungen durch einen besonderen Charakter, ein eigenes Gepräge von denen ihrer Nebenbuhlerin zu unterscheiden und hervorzuheben. Sie sucht zu individualisiren, nicht bloß in Beziehung auf sich selbst, sondern auch für alle Damen, welche sie mit ihrem Vertrauen beehren. Für jede derselben weiß sie die passendste Farbe und Stoffe auszuwählen, zugleich aber auch in Schnitt, Form und Details dasjenige zu treffen, was zu deren Gestalt und Haltung am vortheilhaftesten sich eignet. Ebenso halten alle Pariserinnen, welche auf Eleganz einigen Anspruch machen, durchaus darauf, daß ihre Hofkleidermacherin ihnen etwas Neues, Eigenthümliches schafft, wodurch sie sich vor der Allgemeinheit unterscheiden, aber nicht dergestalt, daß sie dadurch auffällig werden könnten. So trägt jede Künstlerin — Damenkleider gehören in Paris zu den Ausnahmen oder geben sich meist nur mit Mänteln und ähnlichen Stücken der Toilette ab — und jede Dame das Ihrige zu der allgemeinen Entwicklung der Mode bei. Man zieht die Modenzeitung zu Rathe, aber selbst wenn man direct nach derselben arbeitet, copirt man nicht slavisch, sondern sucht das Gebotene zu beherrschen, zu vergeistigen, möchte ich fast sagen.

Daher die ungemeine Mannichsältigkeit in den Pariser Damentoiletten. In anderen großen Städten ist es mir dagegen stets aufgefallen, daß meist nur wenige Formen der allgemeinen Mode vorherrschen und diese sich oft in's Unglaubliche wiederholen. Es fehlt aber gar oft an selbständiger Thätigkeit und Schaffenskraft bei den Putzmacherinnen und Schneiderinnen, während die Damen zu befürchten scheinen, durch Individualisiren, durch Anpassen an ihre eigenen Formen sich zu sehr auszuzeichnen. In kleineren Städten mag dies seine guten Gründe haben, aber in großen, wo schon an sich mehr und Mannichsältigeres geboten ist, darf man sich doch eher von slavischer Wiederholung des Gegebenen emancipiren, denn dies ist die erste Bedingung einer geschmackvollen, d. h. der Person entsprechenden Toilette.

Eine andere Ursache der großen Mannichsältigkeit und steten Neu-Entwicklung der Toilette ist, daß in Paris nicht bloß Zweck und Tageszeit, sondern auch Stand und Beschäftigung auf dieselbe entscheidend einwirken. Morgenanzug, Arbeits- oder Tagkleid, Toilette zum Diner, Toilette zum Ball, Theater oder Concert, Reisekleider, Anzug zum Ausgehen — alle diese verschiedenen Verschönerungen der äußeren Erscheinung sind stets sehr genau ausgeprägt. Aber fast noch

größer ist der Unterschied, welchen Stand und Beschäftigung bedingen. Arbeiterinnen, Bürgerfrauen, vornehme oder Welt-damen, Dienstmädchen, Kammerfrauen, Köchinnen, Ladengehilfinnen, sie alle befolgen die allgemeine Mode, aber, indem sie sich ihren Verhältnissen und ihrer Beschäftigung oder Unbeschäftigung entsprechend kleiden, scheiden sie sich hier mehr als anderswo scharf von einander ab. Nur an Sonn- und Festtagen, wo Jede sich in ihren besten Staat wirft und als Herrin auftreten will, ist die Unterscheidung weniger merklich. Dagegen lassen sich z. B. unter den Arbeiterinnen wiederum verschiedene Kategorien sehr leicht herausfinden, namentlich sind Modistinnen und Wäscherinnen, selbst in ihrem Feststaat, stets auf den ersten Blick zu erkennen.

Auch Frauen und Mädchen sind in allen Ständen sehr wohl an der Toilette zu unterscheiden. Denn es herrscht hier noch durchgehends die höchst löbliche Sitte, daß junge, unverheirathete Damen sich weniger reich und kostspielig kleiden, als die verheiratheten. Sie tragen meist keine so schweren Stoffe und viel weniger Geschmeide, Gold-, Diamanten- und Perlen-schmuck. Viele Mädchen und Frauen des kleineren und mittleren Bürgerstandes fertigen selbst den größten Theil ihrer Bekleidung, was nicht wenig zur Bildung des Geschmacks und Bereicherung der Mode im guten Sinne beiträgt. Gar viele dieser Damen zeichnen sich durch einfache, verständige Gediegenheit und feinen Geschmack nicht unvorteilhaft aus.

Die alljährliche Fahrt nach Vongchamp, das heißt dem Boulogner Wald, welche als eine allgemeine Frühjahrs- und Sommer-Modenschau gegolten, hat viel von ihrem Glanz und ihrem Einfluß auf die Entwicklung des Geschmacks verloren. Dagegen haben die Wettrennen hierin um so mehr gewonnen, seitdem die großartige Rennbahn in Vongchamp eingerichtet ist, auf deren Tribünen sich an Renntagen Hunderte und Tausende der ausgefeiltesten, elegantesten Toiletten einfinden, diejenigen abgerechnet, welche in Wagen und auf den großen Rasenplätzen Stellung genommen. Ein Renntag lockt drei bis vierhundert Tausend Menschen nach Vongchamp und dem umgebenden Bois de Boulogne und unter diesen gehört fast die Hälfte dem schönen Geschlechte an. Welcher Wetteifer hierdurch hervorgerufen wird, kann man sich vorstellen — es ist eine wahre Modeschau. Die Dame, welche am ersten Renn-Sonntag den Preis davon trägt, findet sich am zweiten schon von einer ganzen Anzahl Nebenbuhlerinnen erreicht oder überholt, und so geht es fort bis zum sechsten oder achten Renntag. In jedem erscheinen neue Toiletten, neue Formen, und mehr oder weniger tiefgreifende Fortschritte in der Moden-Entwicklung.

Außer den Frühjahrs- und Herbstrennen sind es natürlich die Theater und Concerte, besonders die beiden Opern, die Promenaden, die Bälle und Gesellschaften, Diners und Hochzeiten, und selbst das Menschengewühl auf den Boulevards, welche am meisten auf die Entstehung der Mode einwirken. Es ist ein fortdauernder, lebhafter Wetteifer, ein immerwährendes Erfinden und Verjagen, eine stets rege Rivalität und entsprechender Schaffensgeist, welche bestimmend und belebend wirken. Die Modistin zweiten oder dritten Ranges ist unablässig bestrebt, durch Neuheit und Geschmack ihrer Arbeiten sich vor der Nachbarin hervorzuheben, um bald in den ersten Rang eintreten zu können, wo sie dann das Doppelte, Dreifache, Fünffache für ein Kleid sich bezahlen lassen darf.

Zwei besondere Anlässe zur Entfaltung neuer Toiletten muß ich noch erwähnen. Es sind die alljährlichen Bälle der Ladengehilfinnen und der Blumenmacherinnen. Die großen Modewaarenlager lassen ihre neuesten Stoff- und Schnittformen auf den Schultern ihres weiblichen Personals glänzen, welches an diesen stets sehr großartigen Festlichkeiten theilzunehmen hat. Jedes große Geschäft hat seine eigenen Modelle und Muster, die es von gut bezahlten Künstlern oder Künstlerinnen herstellen läßt und bei dieser Gelegenheit oft zum ersten Male zur Geltung bringt.

Nun auch ein sicher schwerwiegender Beweis, daß Paris weniger die Mode beherrscht, als daß es nur inmitten der allgemeinen Entwicklung durch seine Geschicklichkeit, schnelle Auffassungsgabe und Schaffensgeist eine Art Führerschaft übt, gewissermaßen das Centrum bildet, wo sich alle von den verschiedenen Seiten kommenden Bestrebungen und Anregungen concentriren und zusammenfassen lassen. Ausgangs der Sechziger Jahre war der Mißbrauch der langen Kleider auf's Höchste gestiegen, die Boulevards wurden täglich von den Schleiern der Damen gefegt, welche lästige Staubwolken aufwirbelten. Es erschien daher an der Zeit, gegen diese Ausschreitungen einzutreten. Eine größere Anzahl Damen der hohen Welt, welche sich schon seit längerer Zeit eines bedeutenden Einflusses auf die Moden-Entwicklung rühmen konnte, faßte nunmehr den Entschluß, kurze Röben zu tragen. Mehrere äußerst glänzende Bälle und Festlichkeiten wurden veranstaltet, welche die höchste Gesellschaft zusammenführten und bei denen alle Damen kurze Kleider tragen mußten, durch welche natürlich auch die schönen Füße nebst entsprechendem Schuhwerk zur Geltung kommen konnten. Der größte Theil der Presse war gewonnen, veröffentlichte begeisterte Berichte über diese Feste und kämpfte mit all ihrer Macht für das Unternehmen der Damen. Aber trotz zweijähriger, mit allen Mitteln durchgeführter eifriger Bestrebungen endete dasselbe mit einem entschiedenen Mißerfolg. Die einzige Ursache davon war, daß die Form, die Richtung, von welcher die schleisenden Kleider und Schleiern einen Bestandtheil bildeten, sich noch nicht genügend ausgelebt hatten und auch von außerhalb keinerlei Anregung gekommen war, noch ein Umschlag gegen dieselben sich kundgegeben hatte.

Die hohe Vollkommenheit und Vollständigkeit, zu welcher in Paris alle auf die Toilette bezüglichen Gewerbezweige gediehen sind, tragen nicht am wenigsten dazu bei, dieser Stadt ihren hervorragenden Platz in der Modebewegung zu sichern. Ist es nur die glückliche Rennerung oder Erfindung eines dieser zahllosen Gewerbetreibenden, welche einen Artikel in Mode bringt und dadurch bestimmend auf die ganze Toilette wirkt. So kommt es, daß einmal Federn, dann Schmuck, Perlen, Perlmutter, Stahl, Metall, Blumen, Sticereien u. s. w. u. s. w. in die Mode kommen und jetzt sogar das Gold an der Tagesordnung ist. Es herrscht da ein ewiger Wechsel, der nur durch das Bestreben aller theilnehmenden Industrien, sich zur Geltung und somit zu Brod und Verdienst zu bringen, veranlaßt wird. Oft bleibt dadurch ein Geschäftszweig Jahre lang in Stockung und geräth schließlich in Verfall. So wurde z. B. die Kunststickerei Jahrzehnte hindurch nur durch die hier sehr ausgedehnte kirchliche In-

dustrie, Anfertigung von Meß- und andern Kirchengewändern, am Leben erhalten.

Ein jeder dieser mit der Modebewegung eng zusammenhängenden Zweige des Gewerbfleißes zerfällt wiederum in fast ebenso viele Kategorien, als es bedeutendere Werkstätten oder Fabriken gibt, in denen sie gepflegt werden. Jeder Fabrikant, groß oder klein, sucht etwas Eigenes zu leisten, schafft selbst und drückt daher seinen Arbeiten einen leicht erkennbaren Stempel auf. Dadurch entsteht viel Anregung und wird fortwährend Neues auf den Markt gebracht.

Hierzu kommt die hohe Vollkommenheit der gewöhnlichsten, aber deshalb gerade wichtigsten Modenarbeiten. Schneidergesellen, Näherinnen, Schuhmacher u. s. w. verdienen in Paris hohen, ungewöhnlichen Tagelohn, wenn ihre Näharbeit das Gewöhnliche übersteigt. Solche schöne, feine Nähte werden kaum irgendwo gefertigt, wie sie an den von den ersten hiesigen Kleiderkünstlern und Künstlerinnen gelieferten Stücken gewöhnlich sind. Diese sind deshalb auch ganz unverhältnißmäßig theuer. Es ist Thatfache, daß die vornehmen Pariser Schneider und Kleidermacherinnen die Verwendung der Nähmaschine, einige geringe Fälle ausgenommen, gänzlich ausschließen, so vielfache Näharbeit auch die jetzige Mode erfordert mag.

Nach diesen allgemeinen Erörterungen dürfen wir uns wol auch mit der sehr naheliegenden Frage beschäftigen, was die nächste Zukunft uns Neues in der Mode bringen wird. Wir begnügen uns hierbei mit den Thatfachen. Für diesen Sommer sind die Formen längst festgestellt und keine nennenswerthe Aenderung mehr zu erwarten. Bis jetzt ist nur zu verzeichnen, daß ein Umschwung in den Hutformen angebahnt ist. Bei einem großen Gartenfest, welches eine Anzahl den höchsten Gesellschaftskreisen angehörende Damen veranstaltete, trugen die meisten und elegantesten derselben breitkrämpige, flache Hüte aus italienischem Stroh so unmittelbar auf dem Kopfe, daß nur für die natürlichen Haare Raum genug blieb. Bei einigen war die Krümpe auf der einen Seite aufgestülpt, bei anderen nicht; bei den einen fand sich ein reicher Blumen- und Blättererschmuck, während Andere sich mit einer schönen Feder als einzigen Verzierung des Hutes begnügten, natürlich die unentbehrlichen Bänder abgerechnet. Jetzt sehe ich schon mehrere dieser Hüte auf den Promenaden und Straßen. Jedenfalls fängt man an, der bisherigen Hutformen, welche den Kopf gar nicht mehr decken und schützen und des über-schwänglichen, oft thurmartig sich erhebenden Haargebändes, das beidseitig fallen muß, überdrüssig zu werden. Freilich dürfte die neue Hutform noch nicht so schnell zum Durchbruch zur allgemeinen Herrschaft gelangen.

Die Kürz- oder Panzerform soll dagegen nächsten Winter auf das Aeußerste getrieben werden. Die tonangebenden Künstler und Künstlerinnen bereiten einen Kürz aus Ziegenleder vor, der, ganz mit seiner Sticerei ausgestattet, noch anschließender sein wird, als alle bisherigen Formen. Dem entsprechend soll auch der Schooß enger und knapper werden. Offenbar ist dies das letzte Wort, das Ende der bisherigen Richtung. Die Panzerform und die eng anschließenden Kleider werden noch einen oder zwei Winter das Feld behaupten, dann aber muß nothwendig eine Umkehr eintreten. Es fragt sich sogar noch, ob die Mehrheit der auf guten Geschmack, Neuheit und Eleganz haltenden Damen diesen äußersten Auswuchs mitmachen will und ob nicht auch schon nächsten Winter sich eine Gegenströmung bemerklich macht. Wunderswürde mich dies nach den bisherigen Erfahrungen keineswegs.

Darf ich zum Schluß noch einige praktische Rathschläge und Andeutungen wagen, dann werde ich mir erlauben, den verehrten Landsmänninnen zu empfehlen, die durch Putz-macherinnen, Händler, Modenzeutungen gebotenen Muster zwar anzunehmen, aber nicht slavisch zu copiren, sondern vielmehr dem persönlichen Geschmack anzupassen. Die Kleidung ist gewissermaßen der äußere Ausdruck der Persönlichkeit und ihres Charakters, deshalb müssen diese auch bei deren Herstellung mitwirken. Man bequeme sich den allgemeinen Formen an, mildere und ändere aber jene Einzelheiten derselben, welche dem persönlichen Geschmack nicht zusagen, und man wird stets elegant und geschmackvoll gekleidet sein.

Hinsichtlich der Zusammenstellung der Farben wird oft schwer dadurch verstoßen, daß man die Stoffe ohne die nöthigen Rücksichten auswählt, bloß weil sie neu sind. Man vergleiche immer, was zusammen getragen werden soll. Gute Anhaltspunkte bei der Beurtheilung und Zusammenstellung der Farben geben öfters die noch vorfindlichen Reste der alten Volkstrachten, besonders aber die jetzt so in Mode gekommenen orientalischen Teppichmuster und Shawls.

### Frauenarbeit auf der Münchener Jubel-Ausstellung.

Wenngleich, wie nachstehende Zeilen am besten erweisen werden, die Arbeiten der Nadel, des Klöppelpolsters und was sonst weibliche Hände ernährt, auf der Ausstellung im Krystall-palaste eben nicht sehr zahlreich anzutreffen sind, so hält doch die Qualität der Menge in erfreulicher Weise das Gegen-gewicht und dürfte es Ihren Leserinnen nicht unwillkommen sein, einen Bericht über diesen Gegenstand zu erhalten, dem an allen Orten und bei jeder Gelegenheit gegenwärtig und mit vollstem Recht großes Interesse entgegengebracht wird. Unter der bedeutenden Anzahl von Kunst- und Kunstindustrie-Producten im Palaste drängen sich die bescheidenen Früchte weiblichen Fleißes nicht hervor; man muß sie vielmehr ziemlich mühsam suchen und es will mir vorkommen, als ob die emsige Frauenhand beinahe auch jetzt, da ich mich zu dieser Arbeit schicke, mein Vorbild wäre, als gleiche mein Unternehmen dem alten Punto tirato der italienischen Spitzenindustrie, wo bei es ja ebenfalls galt, die nicht hierher gehörigen Fäden aus dem Gesamtgewebe auszu ziehen, damit die gewünschte Zeichnung am Schluß im Material dessen stehen bleibe, was wir kennen zu lernen wünschen: im vorliegenden Falle die auf der Ausstellung außerordentlich zerstreuten Frauenarbeiten.

Wie billig geben wir vor allem Andern der Nadel und ihren Leistungen den Vortritt, dieser wahren Lanze Minerva's, dem uralt heiligen Scepter der Hausfrau. Dürfte man nach den Resultaten der Münchener Ausstellung einen allgemeinen Schluß ziehen, so würde hinsichtlich der Quantität kein gün-

stiges Urtheil über die deutsche Production genannter Richtung herauskommen, aber dieses Urtheil wäre — zum Glück — grundfalsch. Die allmählig künstlerisch wertvoller gewordene Thätigkeit dieser Art ist vielmehr schon so eingebürgert, so allgemein im deutschen Hause, daß die Ausstellungsobjecte nur mehr dann Beachtung verdienen können, wenn sie als hervor-stechende Leistungen ihres Faches auf der Arena erscheinen wollen; wir sind auch berechtigt, einen strengeren Maßstab deshalb an sie anzulegen, indem wir hoffen, daß überall dort, wo sie entstanden, das bessere Außergewöhnliche nur auf der allgemein verbreiteten Grundlage eines guten Gewöhnlichen seinen Ursprung gefunden habe, einen Ursprung, über den auch der Kenner sich umsoweniger täuschen kann, als diesem Besseren, wenn es wirklich den Titel verdient, jene Vorläufer und ihr Einfluß gar deutlich abzusehen sind.

Infolge dessen blieb auch die Münchener Ausstellung von den Spielereien weiblicher Muße bewahrt, für welche frühere Ausstellungen in gelehrter Weise unter dem Namen „Pavillon der Frauenarbeit“ einen Dedemantel der christlichen Liebe gefunden hatten. Der beschränkte Raum that auch das Seinige mit gutem Erfolge dazu und so kann die Nadel sich rühmen, daß nichts absolut Schlechtes aus ihrem Gebiete in die gläserne Burg an der Fär Eingang gefunden hat, daß ferner namentlich keine jener unausrottbar scheinenden naiven Concurrenz-arbeiten der Nadel mit dem Nadel zugelassen wurden, jene abstrusen Capriolen einer Kunstindustrie auf den Sattel einer andern hinüber, wie sie sonst leider nicht so selten vorkommen, ja im genannten Palaste sogar selber, z. B. durch einen römischen Monopteros — Tempel von — Wachs und einen Obelisk von — Hirchgeweihen vertreten sind.

Vielleicht haben meine Worte das Glück, einer der Leserinnen als Führer am Orte selbst dienen zu können, zu welchem Befehle ich denn mich der Reihenfolge im Arrangement anschließende will, denn ich selber habe nicht ohne Mühe den Ariadnesfaden zu diesen Producten des Fadens im bunten, reichen Labyrinth des Ganzen gefunden. Begeben wir uns also von der stolzen Fontaine in der Mitte nach links, wo die Exposition Preußens den Anfang macht, so stoßen wir zunächst auf sehr interessante Spitzenproducte des nördlichsten deutschen Bodens, und zwar im Cabinet 49, Nr. 6, nach der Katalogangabe. Sie stammen aus dem Kreise Tondern in der Provinz Schleswig-Holstein, wo sie als Hausindustrie im Hardevoigtebezirk Wisbye von zahlreichen Frauen und Mädchen gefertigt werden. Durchweg sind es Werke des Klöppel-polsters von reizender, subtiler Arbeit, deren Dessin dagegen sich sehr differirende Muster gewählt zu haben scheint; das Material wechselt in Zwirn und Seide. Weitans die meisten Stücke lassen deutlich erkennen, daß niederländischer Einfluß diese deutsche Hausindustrie am frühesten und nachhaltigsten berührt haben müsse, denn das charakteristische Muster der Tulpen Hollands und jenes des specifisch Antwerpner Trollen-kents aus dem 17. Jahrhundert herrschen vor. In der That wurde auch durch holländische Arbeiterinnen der erste Anstoß gegeben, aber es scheint, daß auch die Nachbarschaft Däne-marks allmählig eingewirkt habe, denn ich fand jene Art von Weißstickerei des genannten Landes gleichfalls vor, welche, zwischen Sticerei und Spigentchnitt schwankend, kaum anderswo wieder vorkommen dürfte; endlich begegnen wir auch den in Wellenlinien in das Gefüge des geklöppelten Grundes, zum Theil in Roth eingeflochtenen Fäden, wie sie die russische Spitze unter Anderem aufzuweisen hat.

Gegenwärtig besorgen drei Händler den Export dieser empfehlenswerthen und sehr billigen Waare, welcher eine tüchtige Förderung sowohl in materieller als künstlerischer Beziehung sehr zu gönnen wäre — die Firmen A. Jacobsen, J. Jacobsen und Vinet. Ausgestellt sind Saumbesätze, Entreeux, Taschentuchspitzen und Berben, von denen letztere den Preis verdienen. Sie sind zum Theil mit erhabenen Ornamenten in der Weise der sog. irischen Spitzen besetzt, meistens aber ganz glatt geklöppelt, in welchem Falle dann die Arbeiterinnen sich der alten, wahrscheinlich noch aus Holland stam-menden Dessinsbücher bedienen und in allerlei Variationen neue Muster auf Grundlage ihrer Motive hervorbringen suchen. Bisher gelang auch dieses Bemühen ganz trefflich und behielt dadurch die Tondern'sche Spitze einen fast alter-thümlichen, sehr gebiegenen Stiltypus, aber ich verneine, daß für die Zukunft die Unterstützung der Arbeiterinnen auf dem Wege eines guten Unterrichtes im Zeichnen doch anzurathen sein dürfte.

Wir schreiten in die sächsische Abtheilung vor und treffen im Saale 45, Nr. 44, Proben der Fabrikate von A. D. Richter in Dresden. Dies sind ganz meisterhafte Leistungen, denen ich neben einigen Wiener Arbeiten überhaupt die erste Stelle einräumen möchte. Spitzen aus Seide und Zwirn, mit der Hand gearbeitet, besagt der Katalog mit naiver Bescheidenheit, und vor unsern Augen erscheinen Kunstwerke von höchster Vollendung, welche nicht nur in ihrem antiken Dessin, sondern auch durch die täuschend imitirte Technik Kenner wie Nicht-kenner täuschen könnten. Wir haben da einmal den rationellen und zugleich den im Fach wohlgebildeten Industriellen vor uns, wie solche der deutschen Kunstindustrie in größerer Zahl noch bedenklich mangeln, denn sämtliche Arbeiten sind Originalen aus der ehemals Bock'schen und andern Col-lectionen nachgemacht, zum Theil in verändertem Format und mit scharf künstlicher Bravour in der Nachahmung aller Zu-fälligkeiten, was die Technik anbetrifft. Hier ist der Beweis geliefert, daß die Bestrebungen der Museen für die lebendige Kunstindustrie keine todtten und unfruchtbaren sind, sondern bei richtiger Erkenntnis zu den edelsten Erfolgen geleiten müssen.

In Württemberg vertritt Kiegl & Sohn mit Points à l'aiguille die Branche. Dieses verdienstliche Stuttgarter Haus (Cabinet 40, Nr. 32) hat indeß sich diesmal über das Niveau der Modeartikel nicht hinausbegeben und veranlaßt uns also vorderhand nur zu dem Lobe, welches die ganz tüchtige Zeichnung der Arbeiten verdient; die Reinheit und Sauberkeit der Technik ist uns schon von früher her in guter Erinnerung.

Nun entdecken wir endlich — und zwar im bairischen Saal 39, Nr. 35 — die Einzelarbeit des Hauses, welche un-abhängig von der gewerbmäßigen Industrie entstanden ist, ein Sophatissen nach venetianischem Punto grosso von Minna Senbelbeck in Planegg bei München, eine im Ganzen löbliche Leistung im kräftigen Charakter der alten Originale. Von da durchdringen wir die Räume des östlichen Gebäudestügels bis zum rückwärts befindlichen Treppenaufgange und gelangen über denselben in den Ausstellungsraum der österreichischen

kunftsgewerblichen Fachschulen, deren zwei unsern Schritt zu jeffelt geeignet sein werden. Die eine ist den Leserrinnen des „Bazar“ keine fremde Erscheinung mehr: ihre verdiente Directrice, Frau Emilie Bach, hat selbst Auskunft gegeben über die vielfachen neuen und neu angewandten Techniken, die Beeinflussung der Dessins durch die Vorbilder und Kräfte des österreicherischen Museums, über die Wiederbelebung der russischen Rothstickerei, der altdeutschen Muster in der Art Sibmacher's und andere Erfolge der höheren Kunstschule des k. k. Handelsministeriums in Wien (I. Gallerie, Nr. 58). Die junge Schule konnte vorerst zeigen, was dem Lehrplane gemäß, in der ersten Hälfte ihres auf drei Jahre ausgedehnten Cursums geleistet wurde, und hat die genannten Arbeitsarten nur um einige, freilich sehr gediegene Leistungen in freier Rothstickerei in geschwungenen Linien, feinsten Batistweißstickerei und Imitation farbiger alter Spitzen zu vermehren vermocht. Die Exposition füllt vier große Schautische, von deren Inhalt das prächtige Rissen nach wahrscheinlich spanischer oder gemiescher Spitze des 16. Jahrhunderts, das edel einfache Tafeltuch nach Entwurf des Directors Stock von der Wiener Kunstgewerbeschule und die unendlich delicat ausgeführten Taschentücher des Fr. Nishinger hervorstechen. Wir machen die freundlichen Leserrinnen aber auch auf die zarte schwarze Lineardecoration des Wäschestückes aufmerksam, deren Original wol ein dem berühmten Nürnberger Hans Sibmacher verwandter Künstler zu Ende des 16. Jahrhunderts erfand und das von da sodann auf Portrats jener Zeit übergegangen ist. Ich darf, wie gesagt, auf die trefflichen Artikel der genannten Dame verweisend, über diese Anstalt rascher hinwegziehen und wende mich der nicht weniger ausgezeichneten Exposition des Wiener Frauenvereines zu (Nr. 77).

(Schluß folgt.)

### Papa im Kreuzfeuer.

(Zu dem Bilde auf der ersten Seite.)

Was mag die Tochter wollen und was die Mutter wollen — und was der Vater nicht wollen? Es läßt sich Verschiedenes denken, Alletti conjecturieren. Daß es sich um einen Eitel-Ball handelt, der gegeben werden soll, oder um Erwerbung eines Patronatscheins zur Wagner'schen Nibelungen-Trilogie, ist nicht wohl anzunehmen; Leute, die Bälle geben oder nach Bayreuth reisen, pflegen sich anders zu kleiden. Wie? — dazu wird am besten der Bazar anleiten, wenigstens, was die Damenwelt betrifft. Auch darin hat die Geschichte schwerlich ihren Knotenpunkt, daß der Vater überredet werden soll, die in lebensmüder Haltung vorn am Tische stehenden wasserdrichten Stiefel anzuziehen; solchen Zwecks halber läßt kein junges Mädchen den Strickstrumpf zu Boden fallen oder schickt gar das schwere Geschütz ihrer Schmeichelei zum Motiv eines Bildes gewählt haben. Was es wol sein mag? Ohne Zweifel hängt viel ab vom Ja oder Nein des Vaters. Wie streng er blickt! Er hält die Pfeife in der Hand, als wäre sie ein Marschallstab. In der Ueberzeugung hat er den Kaffee bitter getrunken, die Zuderstücke blieben unberührt. Sollte vielleicht irgend ein schmüder Bürsche mit im Spiele sein? Es sieht ganz danach aus, als ob die Tochter einen oft verlagten Heirathscensens erscheideln wolle. Nun, der Erwählte muß brav sein, sonst würde die Mutter ihr nicht so treulich beistehen. Jedoch, wer kann beschwören, was die beiden ländlichen Damen im Schilde führen? Eines aber ist sonnenklar und dagegen kann nur freiten, wer nichts von dergleichen häuslichen Affären versteht: Die beiden Schmeicheleier bekommen ihren Willen, und das ist das fröhliche Ende der Geschichte.

### Logogryph.

Mit U bin ich des Trokes Bruder  
Und schlechter Laune oftmals gleich,  
Mit A der Schönheit holde Schwester,  
In Milde und an Sanftmuth reich.  
Nicht siere ich mit U die Strime,  
So sehr ich dies mit A vermag.  
Doch leicht mit A verjöh'n ich wieder,  
Was ich vielleicht mit U verdrach.

Auflösung des Räthfels Seite 246.  
„Traum.“

### Correspondenz.

**Toilette, Mode, Handarbeit.** B. 36. Ihr allerdings sehr gerechtfertigter Wunsch soll in nächster Zeit Berücksichtigung finden. — G. V. Warchau. Das Antiquitäten der Schellen hat sich als sehr mangelhaft erwiesen; dagegen bieten sich mit der selbstständig eingeleiteten Schleppe alle wünschenswerthen Vorzüge betreffs der Form und des Stoffverbrauchs. Seite 140, Abb. Nr. 71 und 72 d. Z., brachte eine derartige Toilette nebst Schnitt zur Ansicht. — Frau Sch. in Dresden. Wir bitten, uns gefälligst genaue Adresse angeben zu wollen, um das gewünschte Monogramm direct einsenden zu können.

**Kosmetik und Gesundheitspflege.** Fr. B. G. in W. Die hellgrauen Gummihaare sind zu verwerfen, da ihre Farbe häufig durch einen Gehalt an Zinkweiß bewirkt wird, und der beständige Gebrauch eine lang-

same Vergiftung des Kindes herbeiführen kann. Solche Fälle sind thatsächlich vorgekommen. Die Gefahr ist um so größer, als der Arzt und die Eltern bei einem unter solcher Vergiftung kranken Kinde in den seltensten Fällen daran denken, daß in dem Saugpfropfen der Grund des Erkrankens zu suchen sei. Hierbei sei bemerkt, daß die gebräuchlichsten Saugflaschen der Kinder schlecht konstruirt sind, wodurch das Trinken sehr erschwert wird, das Kind oft nicht weiter saugen kann und dann plötzlich absetzen muß; auch folgt die Flasche den Wundungen des Säuglings nicht und der Sauger gleitet ganz kleinen Kindern aus dem Munde. Diesen Uebelständen hilft die von Dr. med. Jhnenburg konstruirte Luftrohr-Milchflasche ab. Diefelbe ist von Dr. Schwabe's Central-Apothete in Leipzig zu beziehen. — W. G. in W. Es ist ein Vorurtheil, wenn gesagt wird, daß Eis, gewonnen von unreinem Wasser, wäre durch das Gefrieren auch rein geworden, d. h. frei von Gährungsprodukten. Ein solches Eis vermag immer noch die Keime niedriger Organismen und Aufsetzungsstoffe einzuschließen und lebend und wirksam zu erhalten. In Amerika ist vor nicht langer Zeit nachgewiesen, daß der Genuß eines solchen aus stagnirendem Wasser gewonnenen Eises Ursache zu vielfachen Erkrankungen (Dysenterie etc.) wurde. Es ist also, wenn man Eis direct vom Abfließen von Getränken oder gar als Erfrischungsmittel für Kranke benützt, durchaus nöthig, sich vorher zu vergewissern, daß dasselbe rein, d. h. nicht aus einem stehenden Gewässer gewonnen sei. Auch die Fabrikanten künstlichen Eises sollten in der Wahl des Wassers vorzüglich sein und dasselbe notorisch unverdächtig Brunnen entnehmen. — W. G. in S. b. V. Wenn Ihnen die Thymolseife so gute Dienste bei kleinen Hautleiden gethan, warum wollen Sie dann noch nebenher Borax und Glycerin anwenden? Das ist mindestens sehr überflüssig; bleiben Sie dabei, Abends reines kaltes Wasser und Morgens die Thymolseife zu gebrauchen. Der tägliche Gebrauch der letzteren ist selbst auf die Dauer völlig unschädlich. — Irene Abonnettin aus St. ... Der erkrankte Arzt ist ein anerkannt tüchtiger Specialist; auf der Adresse genügt die Angabe des Namens und Wohnortes. — Dr. med. Weber, Ziel, Berlin, Jägerstr. 75/76. — Abonnet Wiesbaden. Dr. med. Pincus, Specialist für Haarkrankheiten, Berlin, Unter den Linden. — Fr. de Ch. in N. — Fr. Dr. Z. in S. — Fr. G. S. in D. Ueber die Bau de Capille von J. F. Uffhausen in Neumünster, chemische Fabrik, schreiben die Berliner Industrie-Blätter: „Obgleich dieses Haarwasser Bleichsalz enthält und der Besitzer einer chemischen Fabrik wissen muß, daß Bleichsalz auf Haar und Kopfhaut angewendet oft langdauernde Krankheiten des Kopfes hervorbringen, so mag es jener Uffhausen, sein Mittel als frei von allen nachtheiligen wirkenden Substanzen zu empfehlen. Das Haarwasser, 130 Gramme, ist zusammengefaßt aus 18 Gm. präcipitirtem Schwefel, 18,5 Gm. Glycerin, 1,0 Gm. essigsaurem Blei (Bleichsalz) und 109 Gm. Wasser. Diese Portion läßt sich der Fabrikant mit 3 Mark bezahlen, obgleich der wahre Werth (Materialwerth) der Mischung inclusive Flasche mit 36 Pfg. mehr als genügend ausgeglichen wird.“ Wir benutzen diese Gelegenheit, wiederholt auf ein kleines, interessantes Schriftchen aufmerksam zu machen, in welchem unter Andern auch die durch Anwendung bleibaltiger Haarmittel veranlaßten Vergiftungsfälle besprochen werden. Die Brochüre ist betitelt: „Kosmetikum und Publikum oder Pfeffer und Salz zu Geheimmittelschwindel, giftigen Haarmitteln etc.“ von C. Beerlein, Hamburg 1872, Verlag von W. A. H. Sirdmann. — E. G. in W. Auf Seite 381 des Bazar, Jahrg. 1875, haben wir einen Aufsatz über die Hartenstein'sche Leguminose gebracht, in welchem über die Zusammenfassung und werthvollen Eigenschaften dieses Präparates Näheres mitgetheilt wurde. Wir können nur wiederholen, daß die Leguminose zu den leicht verdaulichen und nahrhaftesten Mitteln für Kranke, Kinder und Reconvalescenten gehört.

### Haushalt und Küche.

**Z. b. Marsenlandes.** Ihre Frage, betreffend Anoleum-Teppiche, ist unter den Beantwortungen auf Seite 148 des Bazar dieses Jahrg. erledigt worden. — Abonnet in Gorau. Malrobiotisches Kochbuch von Hahn; durch jede Buchhandlung zu beziehen. — E. J. Z. in J. Größere Quantitäten von Lebertran findet die Kopenhagener Kunst-Leber-Fabrik durch ihren Agenten J. V. Heydenreicher in Gafel, Gölzstraße 2. — Z. in N. W. (Ungarn). Nicht jeder Bernsteinad ist gleich guter Qualität; das lange Klebrigbleiben des Lades spricht dafür, daß man Ihnen einen schlechten Lad verkauft hat. Eine nachträgliche Hilfe dieses Leberfandes wissen wir nicht anzugeben. Schnell trocknenden, guten Bernsteinad für Fußbodenanstrich liefern Pannenschmidt & Krüger in Danzig. — D. Z. in N. Silberpflaster erhalten Sie bei C. G. H. Berlin, Hausvogtelplatz 12. — C. N. in K. Die Zahl der in Nord-America beliebten, mit Eis, Wärgen und Spirituosen vermischten Getränke (sherry-cobbler etc.) ist sehr groß; an erprobten Rezepten fehlt es uns dafür. Vielleicht ist eine unserer freundlichen Leserrinnen jenseits des Oceans so gütig, Ihren Wunsch nach solchen Vorschriften, der gewiß auch von anderen Leserrinnen des Bazar getheilt wird, auf diese Notiz hin, zu erfüllen. Die Vorschrift zu einer Art Ingwer-Wein-Aufbewahrung-Vinonade, die unter dem Namen Bellast gänger alle bekannt ist und während der heißen Jahreszeit in den letzten Jahren eine gewisse Popularität erreicht haben soll, können wir heute schon geben: 1 Pfund (500 Gramme) besser weißer Zucker, 105 Gramme doppelt-fohlenlaures Natron, 135 Gramme Citronensäure, 45 Gramme Ingwerextrakt, 15 Gramme Capomepferextrakt, 40 Tropfen Citronenöl. Das Natron, die Citronensäure sowie der Zucker müssen vor dem Mischen, jedes für sich, in der Wärme getrocknet werden, da durch zurückbleibende Feuchtigkeit das Pulver bald zerfällt wird, d. h. beim Gebrauche nicht mehr braukt. Der Zucker wird, bevor er getrocknet wird, mit den Tincturen und einer kleinen Menge Zuckercouleur, zur Färbung, verrieben. Das fertig gemischte Pulver hebt man in Gläsern mit Glasstopfen auf; bei seinem Gebrauche rührt man einen Theelöffel voll davon in ein Bierglas mit Wasser ein. — B. D. in G. Allgemeines über die Bedeutung und Verwendung der Salicylsäure im Haushalte und in der Kosmetik haben wir im Bazar, Jahrgang 1875, Seite 186 und 299, angegeben, specielle Vorschriften finden Sie in der kleinen Schrift von Abele Winterberg, „die Salicylsäure im Dienste des Menschen“, A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig. (Preis 60 Pfg.). Die Verfasserin hatte, wie sie schreibt, persönlich Gelegenheit, im Laboratorium des Dr. Dr. v. Heyden in Dresden bezügliche Experimente zu machen, und hielt sich um so mehr zum Verfassen dieses Schriftchens berechtigt. Fabrikanten reiner Salicylsäure sind: Dr. v. Heyden in Dresden und die chemische Fabrik auf Actien (vormals C. Schering) in Berlin.

### Gemüse- und Blumengarten.

v. B. in G. Bei der Vertilgung von Gartenameisen ist vor allen Dingen nöthig, die Nester aufzufinden, was leicht geschieht, wenn man die Wege verfolgt, welche die Ameisen einschlagen. Hat man das Nest gefunden, so tödtet man die Ameisen durch Uebergießen mit heißem Wasser oder einer heißen Auflösung von Alaun. Sind mit dem Nester die Ameisenpuppen und Weibchen unschädlich gemacht, so verlaufen sich die übrigen Ameisen, da sie der Sorge ledig sind, Futter herbeizuschaffen. Im Allgemeinen herrscht ein großes Vorurtheil gegen Ameisen; von den in unseren Gärten befindlichen Ameisenarten ist eigentlich nur eine schwarze, direct citronenartig riechende Ameise schädlich, da sie zum Bau ihrer Nester fast das Holz gesunder Bäume zerstört. Die übrigen Arten sind mehr

nützlich als schädlich, denn sie vertilgen viele kleine Insekten und Larven, selbst getödtete und angefressene Regenwürmer haben wir in ihren Nestern gefunden. Ameisen naschen gerne Zucker, werden daher auch beim Obst zu ungeliebten Gästen, es ist aber nicht der Rede werth, was dadurch an Obst eingestrichen werden kann. Viel schlimmer sind in dieser Hinsicht die Wespen, welche die Hülsen der Weintrauben durchbohren und aufreissen, was die Ameisen nicht thun. Bekannt ist, daß Ameisen den Blattläusen nachgehen, um sie zu „melten“, d. h. ihre Honigbehälter durch Streichen mit den Füßchen, hörnen zur Abgabe des süßen Saftes zu reizen. Man hat deshalb die Blattläuse die Käbe der Ameisen genannt und die Sorgfalt gepriesen, mit welcher sich die Ameisen ihres „Honigviehes“ annehmen. Ja, man findet häufig angegebene, die Ameisen trügen insofern zur Vermehrung der Blattläuse bei, als sie dieselben auf bessere Weidplätze bringen, wenn die alten sojnagen abgegrast sind; dies erscheint indes sehr fraglich. Wird ein Blatt durch das Ausaugen der Blattläuse weiß, so suchen letztere sich auch ohne Hilfe von Ameisen die nächsten Blätter aus. Anberertheits haben wir beobachtet, daß die Ameisen die Blattläuse nicht bloß als „Milchvieh“, sondern auch als „Schlachtvieh“ benutzen, d. h. aufreissen. Dies allein spräche für die Nützlichkeit der Ameisen.

**Verschiedenes. Abonnet in Anklam.** Es wird uns in Beantwortung Ihrer Frage von verschiedenen Seiten mitgetheilt, daß das Wort „Abadie“ auf Cigaretten-Papier der Name des Pariser Fabrikanten (J. Abadie & Co., 257 Rue St. Martin) sei, der Besitzer bedeutender Papierfabriken ist. Dies Papier soll vielfach nachgeahmt und auch der Name „Abadie“ gefälscht werden. — Eine, die gerne ins Ausland möchte. — C. A. in Z. Wir rathen Ihnen zu einer bezüglichen Annonce im Bazar. — A. Sch. (53). Abgethan. — C. D. postl. St. — Ein guter Gedanke wäre das Verbrennen des Gedichts und das Tragen der Asche desselben im Medaillon. — P. A. Reske in Str. Das Schöne lieben auch wir, aber die schöne Handschrift genügt nicht allein, wie hoch wir es auch so schätzen wissen, gut und deutlich geschriebene Manuscripte zu empfangen. — A. N. Defertis. Wir bewundern Ihren Muth, — J. N. aus W. Wir sehen allerdings nicht auf Namen, umso mehr aber auf Inhalt und Form. Beides entspricht in „Du reim!“ nicht unseren Anforderungen. — A. J. Zw. Das Thema über die Dienstboten ist bereits so oft behandelt und doch so wenig im Kern erfaßt, daß wir den Stoff nicht abermals nur so oberflächlich behandeln können wollen. — St. W. Täglich erhalten wir Artikel launigen und ercenten Inhalts über die „Altküngerfrage“ und möchten wir ähnlichen Bemerkungen gern vorbeugen, von der Gegenstand von uns zur Genüge behandelt wurde. — J. F. W. Für franke und reconvallescente Mädchen kann das neueröffnete „Clementine-Spital“ in Frankfurt a/M. empfohlen werden; dasselbe ist von Frau Dr. Luise von Nothmann für Kinder unbedeutender Eltern und Waisen — vorläufig 16 an der Zahl — gegründet und wird auch von der hochberzigen Stifterin geleitet. — M. N. v. B. w. Kranken, welche die Schweiz besuchen und namentlich an Respirationsbeschwerden leiden, bietet die originelle Einrichtung eines „Kuhsalons“ im Heustichbad bei Thun einen hellamen Aufenthalt. — Zehnschuldvoller Bäckers vom Lande. Wählen Sie vorläufig gute deutsche Poesten zur Lectüre statt der französischen Romane, die einem reiferen Alter vorbehalten bleiben müssen. Ihre Sehnachtsgedichte vertrauen Sie besser dem Tagebuch. — G. H. in W. Derartige Worträthsel haben wir schon zu viele vorträglich. — G. r. Die Romanverleger haben ihre specielle Richtung, über welche Sie sich unterrichten müssen, bevor sie ein Manuscript einbringen. — M. W. in G. Übermals die „Altküngerfrage“. Unmöglich! — Alma. Lassen Sie das Anrecht erst reifen. — C. De. Regensburg. Doch nur für die protestantische Welt, die Nester von a. S. senden Sie nur an die Dresdener Adresse. — M. D. Wenden Sie sich an das Engagements-Bureau von D. Leiffner in Berlin, Schwanstr. 9. — C. N. in S. Auskunft finden Sie auf Seite 148 d. Z. — A. St. in N. Der Dichter Fr. Bodenstedt domicilirt z. J. in Hannover. Duda, Pseudonym für Bret Harre. — Merandine Brigitte. Eine Etzige „Wolfszählung“ ist uns nicht zugekommen. — Berlin. G. S. Wiener Neustadt. — Clara W. in Z. Zu anspruchlos, und doch noch anspruchsvoll! Näthel wie Erz und Herz regnet es. — W. W. Z. Wenden Sie sich nach Genf und Lausanne, in letzterem Ort an Madame Secretan in der Beauvieu-Strasse. — C. G. Wiesbaden. Für uns keine Gabe, trägt zu sehr den Charakter der Unreife; dergleichen Einbildungen sind erfolglos. — E. S. in Hordenburg. Nicht geeignet. — M. L. in Pr. Z. Wenden Sie sich mit Ihrem Anliegen an das Damen-Engagements-Bureau von D. Leiffner, Berlin, Schwanstr. 9. — D. K. in Brodn. Reservirt. — Bruder einer Abonnettin Z. Die Redaction kann Mühe zu Talenten prüfen nicht gewinnen. — Oscar von Sp. in Z. Das neueste Werk, welches über Reponuit erschienen, betitelt sich: „Anton Freund, der geschichtliche heilige Johannes von Reponuit.“ Prag 1871. — Z. Z. Nous verrons! Der gute psychologische Stoff steht in keinem Verhältniß zu dem mangelhaften Stil und der flüchtigen Ausführung. Lord Byron wollte sein Jahre seines Lebens dafür geben, wenn er seine erdlich freudreich in die Welt geschickten Arbeiten damit hätte ungedruckt machen können.

### Literatur und Kunst.

Die Schatteten von Ellen Lucia. (Bamberg in Greifswald.) Es ist ebenso bedenklich, einen Titel für ein Buch zu wählen, der an ein anderes weit gelesen und berühmtes geworben erinnert, wie den Namen eines großen Mannes als dessen Sohn oder Nefte zu führen. Man darf keineswegs klein oder unbedeutend sein, aber man ist in Gefahr dafür zu gelten, wenn man nicht zu seinem großen Namens-Vorgänger hinanreicht. In dem Fall, wo man durch eine freie Titelwahl den Vergleich herausfordert, hat man es sich selbst zuzufrieden, wenn die Kritik streng verfährt, besonders die specielle Verehrer des Vorbildes um so schärfer urtheilen. Diesem Schicksal dürfen, trotz ihres dialektischen Werthes und gemäßigten Inhalts, auch die „Dien Schatteten“ nicht entgehen, denen wir das beste Zeugnis, was die Durchführung der kleinen Bilder betrifft, ausstellen können, und sie als eine ebenso erheitende wie gefällige Lectüre bezeichnen. Claus Groth sagt darüber: „Die Verfasserin hat einen lehrhaften Zug in ihren Erzählungen, der zuweilen mehr an Hebel in seinem Schatzkästlein — als an Keuter erinnert, der ihr aber natürlich ist.“ Und Bismen bemerkt, daß ihm das Bildlein vergangene Zeiten lebhaft zurückgerufen, und daß er der Lectüre desselben ein paar stimmungsreiche Stunden verdaute.

### Anfragen.

22. Läßt sich eine Menge gesammelter Cigarettenbänder irgendwie praktisch verwerten? — Abonnettin in N. ...  
23. In Delitzsch sollen Käufer für Corridore aus alten Zeugstoffen hergestellt werden; es wird um die Adresse eines Fabrikanten oder Arbeiters, welcher solche Käufer herstellt, gebeten. — C. in S.  
24. Hat sich die Bickford'sche Strichmaschine im praktischen Gebrauch bewährt? — C. P. in N.  
25. Welche Fabrik kauft Seidencocons an und zu welchem Preise das? — C. P. in N.  
26. Wie ist der Glanz, den jetzt die meisten schwarzen Seidenstoffe sehr bald beim Tragen erhalten, wieder zu entfernen? Gibt es keine Keimzichen, um sich beim Einkauf dagegen zu sichern? — F. in Hannover.  
27. Um ein Rezept zur Anfertigung des sogen. Reichenauer Zwiebad bittet Frau L. in P.

Die vorzüglichste Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten  
**Fabrik von Ph. Suard**  
in Neuchâtel (Schweiz)  
findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184a  
Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter Präsentschachteln m. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht.  
Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

Briefmarken  
kauft, tauscht und verkauft  
G. Schmecher in Nürnberg. [445

Eine händlerlose Professorenfamilie  
in Wien wünscht gegen einmalige Abfertigung  
ein Kind zu adoptiren.  
Adressen sub A. B. befördert die Administration des „Bazar“ in Berlin. [494

**Corsage Cuirasse,**  
unerschütterlich zu den neuen Cuirasse-Tailen,  
empfehlen unter Garantie des guten Sitzens,  
weiß oder grau.  
Prima à Stück 7 M. 50 S.,  
franco gegen Postvorschuß. Nichtkonvalescenten  
wird jederzeit umgetauscht. [458  
Julius Senef,  
vormals G. Fuchs in Breslau.

Für  
**Rückgratsverkrümmungen**  
und beginnende körperliche Missbildungen  
Prof. Dr. Ulrich's Heilanstalt  
in Bremen. [496

**Hartenstein'sche Leguminose**  
wird rühmend in allen medicinischen und vielen anderen angesehenen Zeitschriften (s. auch Bazar 1875, Nr. 46, S. 381 und Gartenlaube 1875, Nr. 9, S. 153) als bestes  
**Nähr- und Stärkungsmittel** für alle Kranken und alle Reconvalescenten anerkannt und ist namentlich auch Magenkranken, an Diarrhoe leidenden Kindern, schwächlichen, blutarmen und abgehenden Personen, stillenden Frauen, sowie als Ersatz der Muttermilch und Fleischnahrung auf's Angelegentlichste zu empfehlen. — Zu haben in allen größeren Städten Deutschlands und den meisten der angrenzenden Länder in den bekannten Depôts, sowie direct durch Hartenstein & Comp., Chemnitz i. S.  
Preis für Deutschland 1/2 Mark pr. Paquet. [382  
Atteste der angesehensten medicinischen Autoritäten und Gebrauchsanweisung gratis.

**H. Lisser Wwe,**  
Berlin, Jägerstr. 42,  
empfiehlt

**lange Corsets für Panzerstücken,  
Zupons und Tournures**  
in reichster Auswahl und jedem Centre. [5

**Mineralseife.**  
Patentirte Wasserglas-Composition.  
Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzügliche Wasdmittel für Hauswäusche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen etc., ohne Fajer oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einblendung von drei Reichsmark 10 Pfd. Brutto im Bollverein franco  
167 van Baerle & Spornagel, Berlin N.

**Neueste Erfindung.**  
Probirstein für Gold und Silber, in der Westentische zu tragen, 3 M. Flüssige Vergoldung à Flacon 1 M. 50 S.; zum Ausbleichen und Vergolden von Spiegeln, Pendulen etc. Flüssige Antire-Ver Silberung à Flacon 2 M.; für Privatleute, Wagenfabrikanten, Hotelbesitzer u. a. m. zum Ausbleichen und Verbleichen von Plak de menage, Leuchtern, Theebrettern, Koffeln, Forten, Wagenlaternen, Wagenleisten, Pferdegeschirre etc.  
Verhandelt gegen Nachnahme oder vorherige Einblendung des Betrages.  
**Heint. Lemcke,**  
Bahrenfeld bei Hamburg. [499

**Bestes persisches Insektenpulver,**  
lose à 1/2 Ko. 4 M., sow. 1. Dosen u. Schct. empf.  
Berlin W.,  
J. C. F. Schwartz, No. 11, Leipziger Str. 112.

**Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,**  
prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien,  
zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.  
G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik,  
Nürnberg. [44  
Man verlange 1. Qualität.

**Das Geheimniß**  
eine Tasse Kaffee von demselben vorzüglichem Geschmack und derselben prächtvollen Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, herzustellen, bezieht einfach darauf, daß man dem Bohnenkaffee eine Kleinigkeit Otto G. Weber's Feigenkaffee\*) zusetzt.  
\*) Rühmlichst empfohlen vom „Bazar“, „Ueber Land und Meer“ u. s. w. als das feinste Fabrikat dieser Art. — Preis à Pfd. 1 Mark. — Bei Abnahme von 5 Pfund Quendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto G. Weber in Berlin, S. O., Schmidstraße 31. [332

**Echter Talmigold-Schmuck!**  
Eleganteste kurze Herrenketten v. 2 bis 8 M.,  
Feinste Damen-Halsketten von 4 bis 12 M.,  
Medaillons, Broches, Armbänder, Colliers,  
Haarspangen, Herren- und Damenringe in  
elegant und hochfeiner Ausführung zu fa-  
berhaft billigen Preisen. Für beste Qualität  
garantirt die Fabrik von [498

**Blau & Kann,**  
Wien,  
I. Babenbergerstr. Nr. 1.  
Versendungen können nur gegen Cassa-  
Einsendung geschehen, da Nachnahme-  
Sendungen v. österr. Handelsministerium  
vorläufig sistirt worden sind.  
Preisourante gratis und franco.

**Henfer's** [481  
**Nähtisch-Schereen-Garnitur**  
aus Solinger Silber-  
faß (Silver steel) ent-  
halten: Fußscheide,  
Nagel-, Zieh-, Knöpf-  
schere und ein hoch-  
feines Trennmesser.  
Preis für Garnitur:  
4 Schereen, 1 Messer in seinem Etui 5 M.  
Unentbehrlich für jeden Nähtisch. Dauerhaft  
und unerschütterlich für feinstem Gebrauch.  
Garantie der Vorzüglichkeit durch eventuelle  
franco Rücknahme. Depot für Deutschland bei  
Wm. Henfer, Berlin W., 58. Mohrenstraße.  
Großhändler und Wiederverkäufer extra Preise.  
Verhandelt der Kürze halber gegen Nachnahme.